



Nr. 9.

Erscheint Sonnabends
und ist in der Post-Zeitungsveranstaltung
unter Nr. 1694 e eingetragen.

Berlin, den 30. November.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1889.

Inhalt: Schneidiges Liebchen. Von Hans Hopfen (Schluß). — Friedrich Nießke. Studie von Leo Berg. — Wie wurde das wendische Norddeutschland germanisiert? Von Dr. W. Fischer. — In stiller Nacht. Novelle von Franz Servaes. — Zum Hall Wehner. Von E. Keller. — Zum fünfzigsten Geburtstag Ludwig Koenigsgrubers. Von Anton Wetzelheim. — Das Hammering-Denkmal. Eine Erklärung von Erich Schmidt. — Paul Lindaus „Im Fieber.“ Von F. M. — Kleine Kritik.

Schneidiges Liebchen.

Eine neue Geschichte des Majors.

Von
Hans Hopfen.

(Schluß.)

Ich lehnte mit aller Ehrfurcht, aber auch mit aller Bestimmtheit die Zumutung eines solchen unhaltbaren Versprechens von mir ab und versicherte offen und ehrlich, daß ich nur darauf bedacht sein würde, Seraphine je früher desto lieber zu meiner Frau zu machen.

Mein Vater lächelte ein wenig und sagte achselzuckend, meine Halsstarrigkeit thäte ihm leid. Da müsse er dem Unsinn eben auf andere Weise begegnen. Ich möge mir die Folgen selbst zuschreiben.

Ich war noch verblendet genug, mich bei Seraphinens Eltern besuchsweise zu melden, und thöricht genug, mich auch noch zu verwundern, als mein Besuch nicht angenommen wurde.

Alle anderen Leute empfingen den Wiedergewonnenen mit um so größerer Liebenswürdigkeit. Ich merkte doch nicht ohne Selbstbehagen, daß ich seit dem Duell mit dem tapferen Referendarius in den Augen der guten Gesellschaft etwas gewachsen war. Kam ich mir doch selber seitdem um mehrere Jahre älter vor!

Alter, aber leider noch immer nicht weiser! Denn manche Stunde mitten in der Nacht bracht' ich unverschämt und unverbesserlich in Seraphinens Garten zu, ohne die Geliebte zu Gesicht zu kriegen, ohne irgend ein Lebenszeichen von ihr zu erhalten.

Die ersten Male wag' ich nicht ans Fenster zu klopfen. Als ich aber über vierzehn Tage nichts von ihr gesehen noch gehört hatte, übertölpelte mich die Sehnsucht, und nach etlichen erfolglosen Antippen trommelte ich ein kleines Crescendo an die vertraute Glasscheibe ihres Kammerfensters.

Die Gardine geriet in Bewegung. Mein Herz schlug doppelt so rasch vor freudiger Erwartung. Noch ein Ruck mit dem Vorhang, der auf einmal ganz hell glänzte, und von einem Licht in der Hand bestrahlt, die Schlafhaube auf dem Kopf, erschien mit zwinkernden Augen das Antlitz der Hausfrau, der Mutter Seraphinens, hinter den angelaufenen Scheiben.

Ich taumelte in die Nacht zurück, sah, zwischen den Taxushefen versteckt, die spitzige lange Nase der aus dem Schlaf gescheuchten Matrone sich nach rechts und nach links wenden, dann den Vorhang wieder vor die Helle fallen und diese dahinter erlöschen.

Seraphinens Thun und Lassen war also bei Nacht wie bei Tage bewacht. Man hütete sie vor mir! Man tyrannisierte sie! Man machte jedes Wiedersehen unmöglich!

Ich machte mir auf dem Heimwege bittere Vorwürfe, der Geliebten durch meine Ungeduld und Unvorsichtigkeit schweren Tadel, ja vielleicht verschärfte Klausur verursacht zu haben, und dachte dabei doch an nichts weiter, als wie es anzufangen wäre, sie ihren und meinen Eltern zum Trotz in Wäldern wiederzusehen.

In diesem Grübeln und Planen ward ich nun allerdings schon des andern Mittags durch ein Brieflein Seraphinens gestört, darin sie mich mit den zärtlichsten Ausdrücken beschwor, dem Überbringer ihres Schreibens unter versiegeltem Umschlag den Schlüssel zum Gartenpförtchen auszuhändigen. Ich dürfte mich und sie nicht noch einmal der Gefahr, entdeckt, beschämt und verstoßen zu werden, aussetzen, wie gestern. Ich dürfte den unseligen Schlüssel, den sie mir nie hätte gewähren sollen, nicht eine Viertelstunde länger behalten, geschweige gar ihn noch einmal im verhängnisvollen Schloß umdrehen. Ihr furchtbar aufgebrachter Vater würde sie zum mindesten eigenhändig erdroffeln, wenn sie ihm nicht noch vor Nacht den Schlüssel, das Wahrzeichen unserer heimlichen Zusammenkünfte, und das alleinige Mittel, selbe zu wiederholen, reumütig zu Füßen legte.

Anrede und Unterschrift des Briefes waren mit den über-

schwunglichsten Worten und mit Beteuerungen ewiger Liebe verbrämte; aber daß sie im Verlauf des Schreibens den mir so theuren Schlüssel ein „unseliges Werkzeug“ nannte, daß sie dieses „reumütig“ von sich geben wollte und andere derartige Ausdrücke erschienen mir lieblos und thaten meinem Herzen weh. Ich wickelte den Schlüssel in ein festes Papier. Was ich aber in meinem Unmut dazu schrieb, gefiel mir so wenig, daß ich das vertraute Eisen lieber ohne alle Begleitworte weg gab und zum Zeichen, daß es das richtige sei und von mir komme, den Umschlag lediglich mit dem Wappen auf meinem Degenknopf versiegelte.

Das Mißlingen meines gestrigen Versuchs und die Forderung Seraphinens verstimmten mich sehr. Ich ward trotzig und beschloß, mir vor der Welt, die mich beobachtete, meine Sehnsucht nach der Entrückten nicht anmerken zu lassen. Je näher der Herbst dem Winter rückte, desto rühriger ward die Gesellschaft. Schon tanzte man in diesem und jenem Haus nach dem Thee, und größere Bälle wurden bereits in Aussicht genommen.

Ich ging zunächst mehr auf Jagd als in Salons, dachte aber durchaus nicht daran, mich im kommenden Winter von aller feineren Geselligkeit zurückzuziehen; im Gegenteil, ich wollte den Eltern Seraphinens keineswegs das Bild eines abgehärmten Schwärmers und unglücklichen Liebhabers darstellen. Auch Seraphinen nicht, die, so bewacht sie sein mochte, Gelegenheit finden mußte, mir hie und da einige herztärfende Zeilen zukommen zu lassen.

Auf einmal kriegt' ich doch einen Brief von ihr, und dieser war voll Beteuerungen ihrer Zuneigung und Ausdauer. Er enthielt aber auch eine Bitte, und diese recht wunderliche, recht übel begründete Bitte erregte den Verdacht in mir, daß ohne sie mir auch jene Beteuerungen niemals zugegangen wären, so aufrichtig sie immerhin gemeint sein mochten.

Die Bitte ging dahin, einer Einladung zu Parkers nicht Folge zu leisten.

Parkers waren nämlich zu allgemeinem Leidwesen auf den Entschluß verfallen, unsere Stadt, in der sie ein paar Zährlein aufs angenehmste zugebracht hatten, zu verlassen und sich des weiteren in Deutschland und Europa umzusehen, ehe sie wieder auf ihre angestammte Insel heimkehrten. Unsere Gesellschaft bedauerte das lebhaft, besonders alle jungen Herren; denn es gab wenig so behagliche Häuser in unserem Städtchen und noch weniger, in denen es so opulent herging, wie bei diesen, nach unserem einheimischen Maßstabe gemessen, sehr wohlhabenden und breitbeiligen Engländern.

Da sie noch vor dem Beginn der Hochsaison sich in Berlin niederzulassen beabsichtigten, rüsteten sie schon jetzt ein großes Abschiedsfest und luden dazu Wochen vorher all ihre Freunde und Bekannten in der Residenz.

Auch wir jungen Herren planten ein Abschiedsfest für die genannte Familie zum Dank für viele in dem gastlichen Hause verlebten angenehmen Stunden.

Ohne irgendwie des näheren mit Parkers liiert zu sein, freut' ich mich doch auf beide Feste, bei denen zu erscheinen mich Ehrenpflicht eines wohlgezogenen jungen Mannes dünkte, und war darum nichts weniger als angenehm betroffen, als Seraphine von mir verlangte, ich sollte nicht zu Parkers Ball gehen, wenn ich sie lieb hätte.

Nicht etwa aus dem noch allenfalls plausiblen Grunde, weil sie hinginge und ich ein Beegnen mit ihr und ihren Eltern besser vermiede, — im Gegenteil, weil sie, die sich bereits des öfteren und endgültigen mit der englischen Familie entzweit hatte, nicht hinging und es ihr ein unerträglicher Gedanke war, mich ohne ihre schützende Gegenwart, wie sie sich ausdrückte, in die Fallstricke jener hinterlistigen Engländerin taumeln zu lassen. Es hieße ohnehin schon in der ganzen Stadt, daß ich mich um die Miß mit Erfolg bewürbe.

Nun war das nichts weiter als eine Grille ihrer einbildnerischen Eifersucht. Ich war überzeugt, daß kein Mensch auf Weilen in der Runde derartigen Verdacht hegte und lediglich Seraphinens quälende Phantasie diese haltlose Ausgeburt ausgeheckt hatte.

Überdies wußt' ich aus ziemlich verlässlicher Quelle, daß Miß Parker und mein Regierungsreferendar groß Gefallen an einander gefunden hatten, und die Eingeweihten erwarteten bestimmt an einem der beiden eben in Vorbereitung begriffenen Feste die Veröffentlichung der Verlobung.

Da ich mich zu diesen Eingeweihten zählen durfte, war es mir schon aus diesem Grunde unmöglich, von dem nächsten Hausball wegzubleiben; denn man hätte mir's nicht anders wie als nachträglich übel angebrachte Gehässigkeit gegen meinen alten Quellanten auslegen müssen, und zu solcher Auslegung durfte und wollte ich keine Veranlassung geben, da sie mir nicht nur geschmacklos, sondern auch unritterlich erschienen wäre. Der Referendar benahm sich nach wie vor tadellos gegen mich und seit dem Austrag unseres Scandals zuvorkommend lebenswürdig, während ich mich ihm gegenüber trotz des Denktzettels, den ich von ihm erhalten, als der provozierende Teil gewissermaßen auch als der schuldige Teil betrachtete und keine Ursache hatte, eine Abneigung, die ich nicht mehr fühlte, bei feierlicher Gelegenheit demonstrativ zu bethätigen.

Eine Möglichkeit, Seraphinens Brief zu beantworten, war mir nicht ersichtlich. Die sonst so zwingende Phrase, „wenn Du mich lieb hast,“ hatte ihre Gewalt auf meinen Willen abgenutzt. So schob ich denn mit einem kleinen Seufzer diesen wunderlichen Liebesbrief in die Tasche, ohne daß Liebchens Laune diesmal meinen Entschluß geändert hätte. Ich konnte vom Fest nicht wegbleiben und wollt' es auch nicht.

Ich gestehe meine Schwäche, daß im Verlauf der Tage und als noch einmal ein flehendes Billet an mich gelangte, wenn ich noch einen Funken Liebe für Seraphinen fühlte, ihr den Schmerz nicht anzuthun, das Fest ihrer Feindin zu verherlichen, ich gestehe, daß ich doch nachdenklich wurde und die alte Schwäche mich anwandelte, ihrem Drängen nachzugeben und ihr meine Liebe nach wie vor dadurch zu beweisen, daß ich ihrem Wunsche den meinigen zum Opfer brachte und mich selbst wider bessere Einsicht aus reiner Reigung ihrer Laune fügte.

Ich weiß nicht, was geschehen wäre, wenn ich nicht am Tage des Balles selbst ein anonymes Schreiben von verstellter Hand folgenden Inhalts zugestellt bekommen hätte:

„Der Herr Lieutenant so und so werden hiermit aufs dringendste vor dem Besuch des heutigen Festes im Hause Parker gewarnt. Wenn ihm sein und einer anderen Person Leben lieb ist, wenn er ein großes Unglück großmütig vermeiden haben will, so verzichtet er auf ein Vergnügen, an dem er

nicht viel verlieren wird, und läßt sich in der Straße, wo die Engländer wohnen, heute nicht blicken.“

„Ein treuer Freund“ lautete die Unterschrift dieser unverschämten Zumutung.

Damit war jeder Zweifel, der mich hätte vom Feste zurückhalten können, beseitigt. Ich faltete das alberne Schriftstück zusammen und klangelte meinem Burschen, damit er unverzüglich alles aufs feinste herrichtete, was ich heute Abend anziehen wollte.

Es wäre mir als ganz gemeine Feigheit erschienen, die Drohung solch eines Buschfleppers zu beachten. Daran zu denken, daß diese Drohung von Seraphinen selber herrühren könnte, fiel mir nach allem, was ich von ihr erfahren hatte, doch nicht ein. Ich liebte sie noch immer zu sehr, um sie einer unwürdigen Handlung für fähig zu halten, und nichts erscheint mir unwürdiger, als einen deutschen Offizier mit Furcht beeinflussen zu wollen.

Mit dem Schlag acht stand ich fix und fertig in meinem Zimmer, ließ mir von meinem Burschen die letzten Striche mit der Bürste angebeihen und dann den Mantel umhängen. Die Frage, ob er mich begleiten sollte, fiel mir, so gewöhnlich sie war, heute Abend als eine komische auf. Ich verneinte sie selbstverständlich. Die einzige Vorsicht, die ich gebrauchte, war, daß ich wider Gewohnheit einen scharf geschliffenen Degen wählte und diesen nicht ins Bandelier steckte, sondern in der Scheide wie einen Spazierstock in die Hand nahm, als ich mich auf den Weg machte.

Die Straßenbeleuchtung unserer Residenz war damals noch nicht so berühmt wie heute. Aber es war sternklare Nacht und trockenes Frostwetter, so daß ich den kurzen Weg zu Parkers ohne Sorge für meine Lackstiefel zu Fuß zurücklegen konnte.

Die meisten Gäste waren schon unterwegs. Ein Wagen nach dem andern rollte an mir vorbei, den Fußgänger überholend. Ich sah geradeaus, jeden in der Nacht schleichenden Feind verachtend, bald auch vollkommen überzeugt, daß sich irgend ein Laffe einen schlechten Spaß erlaubt habe, den man auch nicht im geringsten beachten durfte.

Als ich in die Straße kam, wo aus allen Fenstern des Parkerschen Hauses reichliches Licht in die sonst so dunkle Häuserreihe fiel, sah ich fünfzehn Schritt vor mir aus einem Wagen, der vor der Pforte hielt, einen alten Herrn, dem die Frackschöße unter dem Überrock und etliche Komturkreuze unter dem Cachenez herausgingen, und hinterdrein zwei in Mäntel und Schleier gehüllte Damen aussteigen und im Hausflur verschwinden.

Dann machte der Wagen einen Bogen und kam mit seinen zwei gelben Laternenaugen rasselnd an mir vorbeigetrottet.

Kaum, daß er vorüber war, hört' ich von der anderen Seite der Straße eine gellende weibliche Stimme schreien: „Heinrich!“ Ich blieb stehen und sah hinüber — in demselben Augenblick knallte nicht sonderlich laut ein Schuß und dicht vor meiner Nase schlug die Kugel in die Hauswand zu meiner Rechten, daß ich den Luftdruck im Gesicht verspürte und der losgeplagte Mörkel mir in die Augen spritzte. Gleich darauf hört' ich einen harten Gegenstand aufs Pflaster fallen und hurtige Schritte, die sich laufend entfernten.

Ich kehrte mich zunächst nach der Wand und befühlte

das Loch, darin die Kugel saß, mit dem Finger. „Dreizehn Millimeter!“ jagte ich unwillkürlich.

Dann schritt ich über die Straße und fand halbwegs des Fahrdamms die Wordwaffe, die der Attentäter schauernd über die eigene That von sich geworfen hatte, als er die Flucht ergriffen. . . .

Es war das wohlbekanntes Pistölchen belgischen Fabrikats mit eisernem, fingerlangem Lauf und geschlitztem Ebenholzgriff, das Seraphine vorzeiten ihrem Erzeuger heimlich weggenommen und das ich oft genug in ihren kleinen weißen Händen gesehen hatte. . . .

In ihren kleinen weißen Händen, die an mir zum Mörder werden wollten. . . . Warum? . . . Weil sie mich gar so lieb hatte. . . . Ja, ja!

Ein tiefes Bedauern mit dem armen Mädchen bemächtigte sich meines ganzen Empfindens. Ein tiefes Bedauern und ein tiefer Widerville zugleich.

Ich steckte die zierliche Waffe, an der im Aufsprallen auf das Pflaster der Hahn abgesprungen war, in die Tasche meines Mantels und walzte die Nacht bis an den Morgen.

Am andern Morgen erhielt ich schon einen Brief Seraphinens. Den hab' ich mir gemerkt und werde ihn noch am jüngsten Tage auswendig wissen:

„Einzig und ewig Geliebter! Du sollst mir nicht verzeihen. Niemals, wie auch ich mir niemals verzeihen werde. Deine Rache nehme ich auf mich. Ich kann mich nicht härter, nicht gründlicher strafen, als daß ich meiner irdischen und himmlischen Glückseligkeit für immer entsage, daß ich auf ewig mich mit eigenem Willen unglücklich mache, indem ich mich verurteile, Dich frei zu geben und einem ungeliebten Manne meine Hand zu reichen. Eine Hölle fürs ganze Leben!

Du wirst mich vergessen und glücklich sein. Dies mein Gebet zu Gott, wenn anders Gott das Gebet eines so verworfenen und so ganz unglückseligen Geschöpfes erhören mag, das sich aus reiner, rasender Liebe mit Wonne in Deinem Blute gebadet hätte, Deiner verbrecherischen Seraphine.“

Wenige Tage darauf veröffentlichten die Eltern ihre Verlobung mit dem Hauptmann erster Klasse.

Er hat sie nichts weniger als unglücklich auf Lebensdauer gemacht, sondern nach und nach zur blühenden Mutter von sieben blühenden Kindern, sie wurde dick und fett und endlich Generalin, Excellenz und Stiftsdame, und ist ihr das alles ausgezeichnet gut bekommen, wie ich es ihr von Herzen gewünscht habe.

Fast gleichzeitig mit dieser Nachricht kam mir die andere zu, daß ich in ein anderes Regiment versetzt sei, weit weg. Ich dankte dies auch der Vorsicht meines guten Vaters, der sich dabei wohl dachte: aus den Augen, aus dem Sinn! und weit davon ist gut vorm Schuß!

Also endet die Geschichte meiner ersten Liebe, die Ihr durchaus von mir habt vernehmen wollen. Möge sie Euch gefallen haben!

Ihr lacht mich aus und meint, es wäre eine gar thörichte Liebe gewesen, von der ich nicht viel Gutes gehabt hätte! Mag sein. . . . Allein die Liebe, merkt Euch das, Ihr jungen Dächse, die Liebe macht den Menschen allemal thöricht, und die erste Liebe gar!

Und mag die meine, zugegeben, auch noch ganz besonders

thöricht gewesen sein, ich kann ihrer doch nicht ohne Nührung, nicht ohne Dankbarkeit, nicht ohne Segen gedenken . . .

Ihr lacht mich aus und könnt nicht begreifen warum?!

Weil sie mich, so thöricht sie war, sicher vor vielen, vielen andern und ärgeren Thorheiten bewahrt hat, die ich ohne sie anderweit dermalen begangen hätte, und die mir wahrscheinlich viel schlimmer bekommen wären, als all das Ungemach und all die Gefahr, in die mich die schöne Seraphine gebracht hat, mein erstes, ach, so schneidiges Liebchen.



Friedrich Nietzsche.

Studie von

Leo Berg.

I.

Als zu Anfang dieses Jahres, kurz nach dem Erscheinen der letzten beiden Schriften von Friedrich Nietzsche („Der Fall Wagner. Ein Musikanten-Problem,“ und „Götzen-Dämmerung, oder Wie man mit dem Hammer philosophiert“)* die Kunde von der geistigen Erkrankung des Verfassers sich verbreitete, da konnte man in litterarischen Kreisen und Zeitschriften oft hören und lesen: Es sei eigentlich nicht zu verwundern, daß Nietzsche irrsinnig geworden sei, da er in seinen vielen Schriften und namentlich in den beiden letzten, hinlänglich bewiesen habe, daß er, wenn er es nicht schon sei, es doch mindestens zu werden im Begriff stehe.

Was bei ihm so konstant wirkend wirkte, das war nicht sowohl die Neuheit und Kühnheit seiner Ideen — denn die begriff man wohl zunächst gar nicht — als vielmehr die litterarische Gewissenlosigkeit des Schriftstellers, in jedem folgenden Buche gleichsam über sich selbst hinauszuzwachen und sich selber zu widersprechen und zu widerlegen. Man darf vielleicht das Kühnste, man darf alles wagen, aber man muß — so will es das litterarische Gewissen — sich selber treu bleiben, d. h. das einmal Gesagte in tausend Variationen immer wieder sagen. So findet man sein Publikum, so bildet man sich eine Gemeinde, so hat man Glauben und Erfolg zu erwarten. Aber heute scheinbar das Paradoxe zu wagen, und morgen, nachdem eben erst die vorgeschrittensten Leser einen mühsam begriffen, sich gleichsam selbst davonzufliegen und ganz Neues, ganz Entgegengesetztes zu behaupten, mit einem Wort: den freien und auch von sich selbst freien Schriftsteller, den will man schließlich nicht mehr begreifen, den darf man nicht gelten lassen!

Friedrich Wilhelm Nietzsche ist am 15. Oktober 1844 in Röden bei Lützen geboren. Seine erste Schrift, die er als ordentlicher Professor der Philosophie in Basel 1872 hat erscheinen lassen, und die vielleicht bis auf den heutigen Tag seine berühmteste geblieben, ist namentlich durch ihre Beziehungen zur Wagnerschen Sache bekannt geworden. „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ ist jedenfalls eine der schönsten und geistvollsten Schriften, die je über dieses Thema geschrieben ist, und durch die Wagners Musik-Drama eine Beleuchtung und Interpretation erfahren hat, wie kaum je vorher (auch durch Wagners eigene Schriften nicht). In Übereinstimmung mit F. V. Klein, dem genialen Verfasser der „Geschichte des Dramas,“ sieht Nietzsche in Aeschylus den größten und eigentlichsten Ausdruck des griechischen Dramas, und in Euripides, den nach Aristoteles und Lessing „tragischsten der Tragiker,“ den offenbaren und vollständigsten Typus seines

* Beide bei E. W. Raumann in Leipzig erschienen.

Niederganges. Er kennt zwei Grundgattungen der griechischen Kunst, die „dionysische“ und die „apollinische“ Kunst, die er auf die beiden Grundinstinkte des Rausches und Traumes zurückführt. Aber er erkennt, im Gegensatz zur herkömmlichen Auffassung, nicht in der „apollinischen Kunst“ (im Maß und in der Ruhe) — alles nur Zeichen einer späten und greisenhaften Kultur — sondern in der „dionysischen“ das Wesen des Griechischen! „Wie viel mußte dies Volk leiden, um so schön werden zu können!“ Denn alles große Leiden und alle große Leidenschaft, die nach Otto Ludwig isoliert, abhebt und individualisiert, verschönt auch. Auch unsere Kultur, die uns der Fähigkeit großer Leiden und Leidenschaften verlustig gemacht hat, ist greisenhaft und überlebt. Daher die Sehnsucht nach Ruhe und Heiterkeit, oder wie man noch lieber sagt, nach „Objektivität“ in der Kunst.

Die Anwendung auf Wagner, dem diese Schrift gewidmet war, ergab sich nun leicht von selbst.

Abgesehen aber auch von der Originalität und Gedankenfülle dieser Schrift, sie überrascht vor allem, ja sie fasziniert geradezu durch die Schönheit ihrer Diktion, die unwillkürlich den Vergleich mit derjenigen Platons wachruft. Eine so durchgeistigte, eine so bilderreiche und anschauliche und zugleich so abgerundete und klare Sprache findet man nicht bald wieder in irgend einem deutschen Buche; und in mancher Beziehung nimmt es auch eine ganz einzige Stellung unter den Nietzscheschen Schriften ein. Während in den späteren Werken oft eine gewisse Teufelei ihr Spiel treibt, und während vor allem die Vorliebe für einen konzisen, epigrammatischen Stil den Schriftsteller sich oft in lauter Aphorismen verlieren läßt: hier ist das Ganze noch einheitlich in der Form, wie eine schöne Blume aus einem einzigen Stengel, dem Grundgedanken, emporgeblüht.

„Der platonische Dialog,“ heißt es, und dies gilt fast wörtlich auch von Nietzsches Aphorismenstil, „war gleichsam der Kahn, auf dem sich die schiffbrüchige ältere Poesie samt allen ihren Kindern rettete: auf einen engen Raum zusammengedrängt und dem einen Steuermann Sokrates ängstlich unterthänig, fuhren sie jetzt in eine neue Welt hinein, die an dem phantastischen Aufzuge dieses Bildes sich nie satt sehen konnte.“

Aber das war Nietzsches Verhängnis, der Steuermann, dem er hätte unterthänig sein können, war nicht einer, sondern viele, Philosophen und Künstler; und so mußte denn sein Fahrzeug, das oft zu gleicher Zeit nach den verschiedensten Richtungen hin gelenkt werden sollte, am Ende umschlagen und zu Grunde gehen.

Auch muß man, will man ihn verstehen, wie in Plato, so auch in Nietzsche niemals den Dichter übersehen.

II.

Unmittelbar nach dieser Schrift von der Geburt der Tragödie erschienen vier Stücke „Unzeitgemäße Betrachtungen“ (1873—1876). Sie behandeln: „David Strauß, der Bekenner und Schriftsteller,“ „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben,“ „Schopenhauer als Erzieher“ und „Richard Wagner in Bayreuth“ (letztere Schrift auch in französischer Ausgabe erschienen). Von diesen Schriften ist wohl unzweifelhaft die zweite die für Nietzsche bedeutungsvollste. Im allgemeinen aber reichen sie weder inhaltlich noch formell an seine übrigen Werke heran.

Zwei Bände „Menschliches, Allzumenschliches“ aus dem Jahre 1876 und 1877 sind im folgenden Jahre (1878) als ein Band „dem Andenken Voltaires geweiht und zur Gedächtnisfeier seines Todestages“ erschienen, und wurden 1879 und 1880 durch zwei weitere Bände „Vermischte Meinungen und Sprüche“ und „Der Wanderer und sein Schatten“ komplettiert.* Der Nebentitel lautet: „Ein Buch für freie Geister.“ Mit diesen Werken beginnt der eigentliche, oder, wie man will,

* Hierher gehört auch die Sentenzenammlung: „Morgenröte. Gedanken über die moralischen Vorurteile“ (1880—81, neue Ausgabe 1887), die zugleich als die Brücke zu den späteren moral-philosophischen Schriften Nietzsches anzusehen ist.

der uneigentliche Nietzsche. Ein großer „Hagel von Eis und Weisheit.“

„Wer seine Gedanken nicht auf Eis zu legen versteht, der soll sich nicht in die Hitze des Streites begeben,“ heißt es einmal; und hier in diesem Buche findet sich auch die Stelle, die zur Lösung des „Problems Nietzsche“ mit allen seinen Widersprüchen und Absonderlichkeiten, seinen Bosheiten und Überschwenglichkeiten am besten dienen mag:

„Wem es aber bei der Anschauung einer solchen Betrachtungsart, nämlich der in scharfgeschliffenen Sätzen, „gar zu winterlich zu Mute wird, der hat vielleicht nur zu wenig Feuer in sich: er möge sich indessen umsehen und er wird Krankheiten wahrnehmen, in denen Eisumschläge not thun, und Menschen, welche so aus Blut und Weiß zusammengefnetet sind, daß sie kaum irgendwo die Luft kalt und schneidend genug für sich finden können. Überdies: wie altzu ernste einzelne Völker ein Bedürfnis nach Leichtfertigkeiten haben, wie andere altzu Erregbare und Bewegliche zeitweilig schwere, niederdrückende Lasten zu ihrer Gesundheit nötig haben: sollten wir, die geistigeren Menschen eines Zeitalters, welches ersichtlich immer mehr in Brand gerät, nicht nach allen löschenden und kühlenden Mitteln, die es giebt, greifen müssen, damit wir wenigstens so stetig, harmlos und mäßig bleiben, als wir es noch sind, und so vielleicht einmal dazu brauchbar werden, diesem Zeitalter als Spiegel und Selbstbestimmung über sich zu dienen?“

Die späteren Werke Nietzsches haben dies nach zwei Seiten hin bewahrt.

Das nächste, das in vier Bänden geplante, aber erst in dreien erschienene „Also sprach Zarathustra. Ein Buch für alle und keinen“ (Chemnitz 1883—84) atmet eine Glut der Empfindungen, wie nur wenige Dichterwerke von heute.

Der Inhalt dieser drei Bände ist in ein Wort zusammenzudrängen: es ist „der Über-Mensch,“ den Zarathustra lehrt; eine höhere Gattung von Mensch, die sich aus der gegenwärtigen Menschheit entwickeln soll. „Nicht fort sollst Du Dich pflanzen, sondern hinaus!“ Der Mensch von heute, das ist nur der verküppelte Keim einer vergangenen Schöpfungsepoche, oder die Voraussetzung zu einer höheren Stufe der Menschheit, „eine Brücke zum Über-Menschen.“ Dieser Gedanke ist in allen Variationen besungen; denn es sind in Wahrheit Gesänge, Hymnen auf den Über-Menschen, manchmal zu pomphaft und überschwenglich, aber meistens von einer blühenden Pracht, von einer Überfülle des Stils, auch von einer Rhythmik und Plastik der Sprache (oft sich widersprechend freilich und antagonistisch wirkend), aber auf jeden Fall so poetisch und von so eigenem Zauber, daß man von diesen Gesängen fast alles das sagen möchte, was Nietzsche später von Wagners Kunst gesagt hat: es ist eine überreiche, überladene, es ist eine „Decadence-Kunst.“ Nietzsche hat übrigens außer seinen philosophischen und kunstwissenschaftlichen Schriften auch poetische Werke herausgegeben: einen „Hymnus auf das Leben“ und „Lieder des Prinzen Vogelfrei“ (letztere als Anhang zu der Schrift: „Die frühliche Wissenschaft“ 1887).

Ein Beispiel für Nietzsche, den Dichter, aus den Schlusssätzen Zarathustras auf die ewige Wiederkunft:

„Wenn ich dem Meere hold und allem, was Meeresart ist, und am holdesten noch, wenn es mir zornig widerspricht:

„Wenn jene suchende Lust in mir ist, die nach Unentdecktem die Segel treibt, wenn eine Seefahrtelust in meiner Lust ist:

„Wenn je mein Frohlocken rief: Die Küste schwand, — nun fiel mir die letzte Kette ab —

— das Grenzlose braunt um mich, weit hinaus glänzt mir Raum und Zeit, wohlan! wohlan! altes Herz! —

„O, wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe, — dem Ring der Wiederkunft?

„Wie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, o Ewigkeit!

„Denn ich liebe dich, o Ewigkeit!“

Das ist Hymnenstil, aber wie gesagt, ein schwerer, überladener. Doch dieser Gesang klingt aus in den Gesang aller unserer besten Geister:

„Eurer Kinder Land sollt ihr lieben: diese Liebe sei euer neuer Adel, — das unentdeckte, im fernsten Meere!

„Was Vaterland! Dorthin will unser Steuer, wo unser Kinder Land ist! Dort hinaus, sümmischer als das Meer, sümmt unsere große Sehnsucht!“

Und mit unseren Naturalisten, die man fälschlich und thörichterweise „Pessimisten“ nennt, spricht Zarathustra:

„O meine Brüder, bin ich dem grausam? Aber ich sage: was fällt, das soll man auch noch stoßen!

„Das Alles von heute, das fällt, das verfällt: wer wollte es halten!

„Und wen ihr nicht fliegen lehrt, den lehrt mir — schneller fallen!“

Die Quintessenz Nietzsches aber, und damit leite ich zu seinen letzten Schriften über, ist folgender Gesang, den ich citiere, weil er am besten die Eigentümlichkeiten seines Stils veranschaulicht, und zwar im bösen sowohl wie im guten:

„Warum so hart? sprach zum Diamanten eint die Klüchtenfleh; sind wir denn nicht Nah-Verwandte?

„Warum so weich? O meine Brüder, also frage ich euch: seid ihr denn nicht — meine Brüder?

„Warum so weich, so weichend, so nachgebend? Warum ist soviele Leugnug, Verleugnug in eurem Herzen? So wenig Schicksal in eurem Blicke?

„Und wollt ihr nicht Schicksale sein und Unerbittliche: wie könntet ihr einst mit mir — siegen?

„Und wenn eure Härte nicht blitzen und schneiden und zer schneiden will: wie könntet ihr einst mit mir — schaffen?

„Die Schaffenden nämlich sind hart. Und Seligkeit muß es euch dünken, eure Hand auf Jahrtausende zu drücken wie auf Wachs. —

„Seligkeit, auf dem Willen von Jahrtausenden zu schreiben, wie auf Erz, — härter als Erz, edler als Erz. Ganz hart allein ist das Edelste.

„Diese neue Tafel, o meine Brüder, stelle ich über euch: werdet hart!“

Gegen die Glut der Empfindungen, die sich in den Reden und Gesängen Zarathustras verrät, hat sich Nietzsche, wie gegen die schöne Leidenschaftlichkeit, mit der er sein erstes Buch von der Geburt der Tragödie geschrieben hat, seine Sätze über das Menschliche, Allzumenschliche: jetzt seine großen moral-philosophischen Werke „Jenseits von gut und böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft“ (1886) und „Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift“ (1887)* als kühlende Eisumschläge verschrieben; Eisumschläge, die von der Glut des erhitzten Körpers allmählich selbst in Glut übergehen und wie fast alle Schriften Nietzsches am besten mit einer Flamme in einer Eisschale verglichen werden können.

Diese beiden Schriften sind jedenfalls die reifsten seiner Werke, ihr Stil der virtuoseste, den je ein deutscher Schriftsteller seit Heine und Schopenhauer geschrieben, und den beider hinter sich lassend: schärfer, durchgeleitiger und schneidender als derjenige des ersteren, und schlanker, biegsamer, graziöser und elastischer als der des letzteren, fast auf alle Gedanken und Empfindungen gestimmt. Jedes Ding schimmert hier gleichsam in allen Farben des Regenbogens, zugleich bestrahlt von der scharf wieder hindurchgebrungenen Sonne.

Man mag einst über Nietzsche denken, wie man will, über den Schriftsteller in ihm wird es bald keinen Zweifel mehr geben. Er ist der größte Virtuos der deutschen Sprache. Aber es hat auch noch niemand vor ihm sich mit solcher Souveränität über die Dinge hinweggeschwungen und sie immer aus der Vogelperspektive herab betrachtet, als er. Das eben ist seine Größe und sein Verhängnis.

(Schluß folgt.)

* Beide bei E. G. Naumann in Leipzig erschienen.



Wie wurde das wendische Norddeutschland germanisiert?

Von

Dr. W. Fischer.

Es wird oft behauptet, daß der größte Teil der Bewohner Norddeutschlands, und ganz besonders derjenigen Provinz, welche die Wiege des Preussischen Staates war, und in der nimmehr der Kaiser von Deutschland Hof hält und das deutsche Reichstagsgebäude sich erhebt, von Wenden ab-

stamme. Der Süddeutsche spricht es mit Bedauern aus, der Franzose gründet darauf seine Lehre vom preussischen Barbarentum oder die Naturgeschichte des kinderfressenden Mannes, der Slawe träumt dabei von der künftigen Wiedergewinnung eines Gebietes, das zu dem Panlawismus etwa ebenso stehe wie Elßaß-Lothringen vor 1870 zu Deutschland. Wollte doch ein Herr Teulz auf einer Versammlung deutscher Anthropologen beweisen, daß die Sueven des Tacitus Slawen gewesen seien. Sehen wir uns einmal die Sache näher an.

Norddeutschland war allerdings einst bis westlich über die Elbe und Saale hinaus im Besitze von Slawen oder Wenden. Sie schoben sich infolge der Völkerwanderung so geräuschlos ein, daß man wohl Jahre angeben kann, in denen sie da waren, nicht aber ein Jahr, in dem sie kamen. Dann wurden sie von den Deutschen unterworfen und christianisiert, und nun, meint man gewöhnlich, wurden sie unter der Herrschaft deutscher Fürsten und Bischöfe und durch das Zusammenleben mit deutschen Einwanderern nach und nach so an deutsche Sprache, Sitte, Kleidung, Wohnung u. s. w. gewöhnt, daß sie zuletzt wie Deutsche ausfahen und selber keine Erinnerung an ihre ehemalige Nationalität bewahrten. Man nennt das Verschmelzung der Nationalitäten und findet den Hergang sehr natürlich, weil er sich anderwärts zuweilen so vollzogen hat.

Von einer Verschmelzung kann aber höchstens in einem Teile Bayerns und in Mitteldeutschland die Rede sein. Aber da, wo nach gewöhnlicher Anschauung das meiste wendische Blut vorhanden sein soll, in der Mark namentlich, sind die Wenden größtenteils vernichtet oder verjagt, und selbst der slawische Adel hat sich nur spärlich aus dem allgemeinen Verderben retten und erhalten können.

Die Slawen lassen sich in vier Hauptgruppen teilen: 1. die Polaben zwischen der Elbe und Oder (po = an und Laba = Elbe, wie Pommern von po und morje = Meer); 2. die Lechen in Oberschlesien, Polen und Pommern; 3. die Serben oder Sorben an den Zuflüssen der unteren Donau, in der Lausitz, Sachsen und Thüringen; 4. die Tischechen in Mähren, Böhmen und über den Bayrischen Wald hinaus. Sie schoben sich keilförmig in die Serben hinein und sind von ihnen sprachlich und körperlich verschieden.

Die Slawen zogen niemals sturmwindartig einher, wie die Cimbern und Teutonen, die Vandalen, Longobarden, Aelten, Mongolen, sondern glichen eher einer Wolkenmasse, die langsam fortschreitend sich allmählich ausbreitet. Vielleicht hängt das zusammen mit ihrer geringen Fähigkeit, sich zu größeren staatlichen Einheiten zusammenzuschließen. Am meisten scheint diese noch bei den Tischechen vorhanden gewesen zu sein. Ein mährisches Reich entstand 853, aber es erlag schon 892 dem gemeinsamen Angriffe der Deutschen und Magyaren. Böhmen stand 895 unter einem einzigen Fürsten; Polen wurde 963 ein mächtiger Staat, und auch Pommern behielt in seiner Abgeschiedenheit noch Zeit, sich staatlich zusammenzuschließen. Aber bei den übrigen Slawen läßt sich nur ein planloses Hin- und-Herwogen schwankender Gruppen und Führer wahrnehmen, und deshalb konnten sie dem Andränge der Deutschen auf die Dauer nicht widerstehen.

Dem weiteren Vordringen der Slawen machte Karls d. G. Grenzordnung von 805 ein Ende. Seine große Markenlinie zog sich an der Eider entlang, durch Holstein und Kiel nach Lauenburg, an der Elbe entlang bis zur Saale, an dieser und am Böhmerwalde hin bis zur Donau, an dieser bis zum Wienerwalde und über die Raab bis zum Einflusse der Deau in die Donau. Die wichtigsten Punkte dieser Linie waren durch Befestigungen geschützt; die Bevölkerung der Grenzmarken bildete eine Art von Militärgrenze, und zu ihrem Unterhalte zahlten die außerhalb der Linie wohnenden Slawen Tribut.

Dem die Slawen außerhalb der Linie wurden nicht als unabhängig, sondern als unter dem deutschen Kaiser stehend angesehen. Freilich wurde bis 1140 nicht beachtet, alle Slawen zu unterwerfen. Sie sollten nur in Anerkennung der deutschen Oberhoheit erhalten werden, und zu diesem Zwecke

wurden Kriegszüge bis nach Polen, Böhmen, Mähren und selbst Ungarn unternommen. Zuweilen nahmen einzelne slawische Völker ihrer Verpflichtung gemäß an diesen Zügen auf deutscher Seite teil, und dann ließ man die, welche noch nicht getauft waren, unter ihren heidnischen Göttern ins Feld rücken; zuweilen mußten ebendieselben auch wieder zum Gehorsam gezwungen werden. So waren 789 die Sorben und 791 die Tischechen mit den Franken gegen die zu den Polaben gehörenden Wilzen verbündet und wurden 805 wieder von den Franken bekämpft.

Bis 1140 wurden die Slawen von den Kaisern bekämpft, soweit dies möglich war; denn gewöhnlich hatten die Kaiser wichtigere Dinge zu thun. Nach jenem Jahre nahmen einzelne Fürsten die Sache als eigene Angelegenheit in die Hand.

Da diejenigen slawischen Gebiete, welche dicht vor den deutschen Grenzmarken lagen, dem deutschen Einflusse zuerst und am stärksten anheimfielen, so mußten sie auch zuerst deutsche Einwanderer aufnehmen. Von Kärnten bis Anhalt macht sich diese Einwanderung seit der Grenzordnung von 805 bemerklich. Deutsche Hufen, mit denen immer deutsches Recht verbunden war, finden sich 811 in Osterreich, 846 bei Bamberg, 895 in Steiermark, 905 bei Sonneberg in Thüringen, 978 bei Tschaz in Sachsen, 1045 in Niederösterreich an der March, 1062 bei Troppau, 1071 bei Görlitz. Deutsche Dörfer finden sich schon 903 in Niederösterreich; die Gründung deutscher Städte und Burgen folgte bald nach.

Von 977 an hörte der Widerstand der Slawen in der bayrischen Nordmark und ziemlich gleichzeitig auch in der Ostmark und der Mark Meissen auf. Die Slawen wurden hier weder ausgerottet noch zu deutschem Wesen gezwungen. Eine teilweise Verschmelzung mit den Deutschen hat daher in diesen Gebieten stattgefunden; ein Teil aber bewahrte auch seine nationale Eigentümlichkeit, z. B. in der Lausitz und in Altenburg.

Blutiger und für den Bestand des Slaventums verberlicher war der Verlauf im Norden. Hier hatten sich die Litizzen, Abodriten und Wagrier 983 grimmig empört, und es folgte nun eine Reihe von Kämpfen, die von beiden Seiten mit wechselndem Glücke, aber mit stets gleicher erbitterter Schamlosigkeit und Grausamkeit geführt wurden. Als schließlich das slawische Wagrien entvölkert war, forderte der Graf Adolf von Holstein die Leute in Weistalen, Flandern, Holstein, Friesland auf, sich in diesem schönen Lande niederzulassen, das Fruchte, Fleisch und Fische in reicher Fülle darböte. Und nun kamen zahlreiche Leute, die in ihrer Heimat ein kümmerliches Dasein geführt hatten, mit Weib und Kind herbei und eigneten sich die Stätten der früheren slawischen Besitzer mit Freuden an. Die wenigen übrig gebliebenen Wenden verzogen sich nordwärts in die Gegend von Lützenburg und Oldenburg.

Und wie hier, so machte man es auch in der Mark, in einem Teile von Anhalt, in Hannover, Mecklenburg und anderwärts. Die Spuren der deutschen Einwanderung sind besonders im Norden recht deutlich in den Erhebungen über die Farbe der Haare, Augen und Haut der Schulkinder hervorgetreten, und überall, wo die Wenden stark vertreten sind, findet sich auch auf der Karten, welche Weisen zu seinem deutschen Hansbau entworfen hat, das niederfälische Hans.

Da nun die Wenden eine verachtete und verhasste Rasse waren, so erhielten die einwandernden Deutschen nicht nur diejenigen Ländereien, welche im Kriege entvölkert worden waren, sondern oft auch Dörfer, die von Wenden bewohnt waren; aber nicht etwa so, daß die Deutschen einzelne Hofstätten erhielten und unter den Wenden wohnten. Das ging nicht an, weil die Dörfer nur unter deutschen Schulzen und deutschem Rechte oder unter wendischen Schulzen und wendischem Rechte stehen konnten. Die Wenden wurden einfach aufgefordert, das Dorf zu verlassen, da das Land für die Deutschen vermessen werden sollte. So verfügte 1195 der Abt Arnold von Ballenstedt: „Wir haben unsere vorzue jenseits der Milde gelegenen Dörfer Raupele und Nimiz, die sich bis heute im Besitze von Slawen befinden, an Flanderer, die uns darum gebeten, ver-

kaufte.“ Die Wenden waren ja Besitzer nicht nach deutschem, sondern nach wendischem Rechte, d. h., wie eine Verfügung des Klosters Amelungsborn erklärt, wenn sie den Verträgen mit ihren geistlichen oder weltlichen Herren nicht nachkamen, so konnten ihnen „die Hufen beliebig abgenommen und an andere Landleute für beliebige Pacht ausgethan werden ohne irgend welchen Einspruch.“ Ferner sei zu wissen, „daß sie (Die Wenden) gar kein Recht an den Wäldern nahe bei dem Dorfe oder weit ab haben, außer, was sie aus Gnaden und nach der Willfür des Herrn haben können; wer dawider handle, solle schwer bestraft werden und Geldbuße zahlen.“

Die Hauptarbeit an der Unterwerfung und Bekehrung der Wenden begann mit einem Kreuzzuge, den die sächsischen Herren 1146 auf dem Reichstage gegen sie beschloßen, um sich mit guter Manier der Teilnahme an einem Kreuzzuge nach Palästina zu entziehen. Verließ dieser Zug auch ohne augenblicklich bedeutende Erfolge, zumal ihm Albrecht der Bär und Heinrich der Löwe im Interesse der von ihnen unterworfenen und noch zu unterwerfenden Wenden allerlei Hindernisse in den Weg legten, so führten seine Folgen doch dahin, daß das Wendentum zwischen der Oder und Elbe sich nun zusehends dem Ende näherte. Die deutschen Kolonien wurden immer zahlreicher, die Städte immer blühender, und Lübecks wachsende Bedeutung zog mit jedem Jahre mehr Kaufleute und Schiffe herbei.

Kribislav, ein Fürst derjenigen Slawen, die sich noch auf Jelmarn und der benachbarten Küste hielten, erkannte sehr wohl, weshalb seine Nation untergehen mußte, und bat, daß seinen Unterthanen deutsches Recht verliehen würde. Er wünschte, daß sie mit den Deutschen verschmolzen; aber seine Bitte wurde abgelehnt, und mußte es, weil deutsches Recht niemand außer dem freien Deutschen haben konnte, auch nicht der gebildete Romane. Der einwandernde Bauer, der vom Rheine, aus Holland, Westfalen kam, brachte es mit, und mit seiner Hilfe verdrängte er den eingeborenen Slawen.

Das deutsche Recht war die Schranke, welche den Slawen, und wenn er auch deutsches Wesen in noch so hohem Grade angenommen hatte, immer vom Deutschen trennte. Das Wendentum haßte ihm unveräußerlich an. Noch der Sachsenpiegel bestimmt, daß für den Deutschen nur ein Deutscher, für den Wenden nur ein Wende das Recht finden könne. Deshalb konnten deutsche Dörfer nur unter deutschen Schulzen, wendische nur unter wendischen Schulzen stehen; eine aus Deutschen und Wenden gemischte Dorfbewölkerung aber war undenkbar. Selbst städtische Handwerker nahmen noch im 1500 keinen Lehrling an, für den nicht eisdlich erhärtet werden konnte, daß er nicht von wendischer Herkunft sei.

Die Urkunden enthalten einen einzigen Fall, in welchem Wenden deutsches Recht erhielten. Da fühlte eine Gräfin Witleid mit dem Glende der wendischen Bauern eines Dorfes und bat ihren Gemahl, denselben deutschen Recht zu geben. Er gewährte die Bitte; aber die Fassung der Urkunde zeigt, daß dies ein ungewöhnliches und gewissermaßen der Entschuldigung bedürftiges Vorkommnis war. Ubrigens ging die Zubilligung des deutschen Rechtes auch in diesem Falle nur so weit, daß die betreffenden Bauern nach deutschem Rechte gerichtet wurden und die Hufen ihrer Schulzen kleiner waren als die der deutschen Schulzen.

Die Urkunden sprechen von Dörfern, welche mit Deutschen besetzt sind, von solchen, bei denen es heißt: „wenn aber die Deutschen eingezogen sein werden,“ und von solchen, die eben von den Wenden verlassen sind. Hatten die Wenden ein Dorf räumen müssen, so wurde ihnen wohl gestattet, sich in der Nähe im Walde wieder anzubauen. Da die einziehenden Deutschen gewöhnlich alle geographischen Namen beibehielten, so ließen sie auch dem von ihnen besetzten Dorfe seinen wendischen Namen; nur setzten sie vor denselben Groß- oder Deutsch-. Die Wenden gaben ihrem neuen Dorfe natürlich den Namen des eben verlassenen; aber es wurde mit Klein- oder Wendisch- bezeichnet. Man darf also nicht glauben,

daß alle Dörfer mit wendischen Namen bis in spätere Zeit von Wenden bewohnt geblieben wären. Zuweilen mußten die Slawen auch ihr neues Dorf wieder verlassen, und dieses wurde dann trotz seines Zusatzes „Wendisch“ von Deutschen und zwar lediglich von Deutschen bewohnt.

War der Aker eines Dorfes sandig und hoch gelegen, — und die Wenden bevorzugten solchen, weil er mit ihren Haken leichter zu bestellen war, — so ließen die Deutschen sie wohl in ihrem Besitze, setzten dem Namen ein Hoch- vor und bauten in der fetteren Niederung ein gleichnamiges Dorf mit dem Zusatz Nieder-. Außerdem scheint es auch, als hätten die Deutschen in einzelnen Fällen Namen überetzt und die vertriebenen Wenden in größerer Entfernung ein neues Dorf unter dem ursprünglichen Namen aufgebaut. So erklären sich vielleicht in Anhalt aus werba die Weide die Namen Weiden und Wörpen, aus grieb der Pilz Pölzig und Griebe, ferner in Sachsen aus lipa die Linde Lindenau und Leipzig.

Zogen Wenden in eine Stadt, so mußten sie unter einem besonderen Beamten und in einer besonderen StraÙe wohnen, die noch jetzt in einzelnen Städten den Namen Wende- oder Wendenstraße führt. Aber das Handwerk versagte ihnen, wie schon erwähnt, die Aufnahme, „woran,“ wie Kranz sagt, „der wendischen Nation eine große Schmach geschieht, die ihres Vaterlandes verstoßen, also in der Irre leben und schweben und ihrer Geburtsstätte beraubt sein muß.“

Wenn, beiläufig gesagt, die Halloren zu den Wenden gehört und in Halle eine verachtete Stellung eingenommen hätten, würde man sie dann wohl im Besitze der einträglichen Salzfiederei gelassen und ihnen so weit gehende Berechtigungen im Fisch- und Vogelfang, im Feuerlösch- und Begräbniswesen, in der Polizeifreiheit der „Halle,“ beim Thronwechsel und den Neujahrsbegrüßungen des Landesherrn gelassen haben?

„Als die Slawen merklich abnahmen“ (nicht germanisiert wurden), sagt Helmold, „schickte er“ (nämlich Albrecht der Bär) „nach Utrecht und in das Land am Rhein, zu den Holländern, Seeländern, Flandern, und führte von ihnen gewaltig viel Volks herbei, und ließ sie in den Städten und Dörfern der Slawen wohnen. Und die Wistümer Havelberg und Brandenburg wurden durch die Ankunft dieser Einwanderer sehr gestärkt. Aber auch auf dem westlichen Ufer der Elbe gingen zu derselben Zeit holländische Einwanderer an, das Land zu bebauen; von der Stadt Salzwedel das ganze sumpfige und trockene Land, das Balsamerland und Marienland genannt wird. Überhaupt besaßen die Holländer viele Städte und Dörfer bis an das böhmische Gebirge.“ Von dieser Einwanderung hat ja auch der Fleming seinen Namen.

Wo sich schließlich noch ein Rest der Slawen erhielt, da hatte er Land im Besitze, welches die Begehrlichkeit der deutschen Einwohner nicht reizen konnte, wie z. B. das Land Jabel in Mecklenburg, welches, wenn Fritz Reuter recht berichtet ist, dadurch entstand, daß dem Erzenge, der mit der Herstellung der Erde beauftragt war, die Beutel mit Sand und Steinen rissen und ausliefen. Auch hatten sich noch einzelne slawische Fürsten erhalten, zu denen sich die von den Deutschen verdrängten Slawen flüchten konnten. So gehörte noch bis 1236 das Land östlich der Havel und Spree wenigstens dem anerkannten Rechte nach den slawischen Fürsten zu Stettin und Demmin. In jenem Jahre aber verlor Werslaw von Demmin etwa die Hälfte seines Landes an Brandenburg und den vierten Teil an Mecklenburg, und behielt den Rest als Lehn von Brandenburg. Der slawische Adel in den abgetretenen Ländern verlor seine Besitzungen meistens ohne Entschädigung. Selbst slawische Fürsten verjagten ihre slawischen Unterthanen und gaben ihr Land an Deutsche, weil diese mehr Abgaben zahlten; andere duldeten die Verdrängung stillschweigend; nur wenige nahmen verdrängte Stammesgenossen in ihrem Lande auf.

Die Zähigkeit, mit der die wendischen Bauern an dem Leben im Walde hingen, die Oberflächlichkeit, mit der sie den Aker bebauten, ihre Arbeitsfäule und schmutzige Armut, die

Verachtung und der Haß, womit sie von den Deutschen behandelt wurden, alles das machte sie unfähig, dem stammverwandten Adel eine nachhaltige Stütze zu sein. Daher mußte auch dieser in Armut und Mißachtung verkommen. Zwar in mecklenburgischen und pommerischen Urkunden findet sich bei dem Namen eines wendischen Adligen noch zuweilen der Zusatz nobilis; aber sonst heißt es gewöhnlich nur: „ein gewisser Sclave.“ Wollte der slawische Adel sich halten, so mußte er sich im Dienste deutscher Fürsten und Bischöfe gegen sein eigenes Volk Verdienste erwerben, und er wurde in dieser Weise gern verwandt. Aus politischen Rücksichten wurden ja manche Ehen zwischen deutschen und slawischen Fürstenfamilien geschlossen, und es sind auch einzelne Beispiele von freundschaftlichem Verkehre zwischen deutschen und slawischen Vornehmen bekannt; aber in der Regel stand der slawische Adel hinsichtlich der allgemeinen Achtung hinter dem deutschen erheblich zurück und verkam. Die wenigen slawischen Adelsfamilien, welche sich bis zu einer Zeit erhielten, in der eine Verschmelzung mit den Deutschen möglich wurde, pflegen das Andenken an ihre Herkunft gewöhnlich durch eine Bevorzugung slawischer Taufnamen.

Man lasse sich nicht durch den slawischen Klang adliger Namen täuschen. Viele deutsche Ritter, die sich in den Kämpfen mit den Slaven zu Grundbesitzern aufschwangen, nannten sich nach Ortschaften, die zwar ihren slawischen Namen behalten hatten, aber schon längst von Deutschen bewohnt waren. Umgekehrt hat sich auch in Böhmen manche Adelsfamilie nach einem Orte mit deutschem Namen genannt.

Aber auch die Zahl der slawischen Fürstenfamilien mußte sich stark vermindern. Denn da der deutsche Kaiser sich als Oberherrn der ganzen Christenheit ansah und danach der Lehns- herr aller slawischen Fürsten war, so galt jeder Krieg, den diese gegen den Kaiser führten, als Treubruch, und seine Folge war Einziehung des verwirkten Landes.

Fassen wir unsere Betrachtungen zusammen, so ergibt sich, daß die Menge des wendischen Blutes in dem Gebiete, welches Hinterpommern (mit Ausnahme des östlichen Theiles) und Norddeutschland westlich von der Oder umfaßt, also in den ältesten Theilen der preussischen Monarchie, verdwindend klein und jedenfalls viel geringer ist als in dem Gürtel, der sich von dem oberen Maine an nördlich des Mittelgebirgszuges bis nach Oberschlesien hinzieht. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß die Bewohner jener erstgenannten Gegenden eine unvernünftige und gewissermaßen aus einem Gusse erstandene Rasse darstellen, wie es Tacitus von der Gesamtheit der Germanen seiner Zeit behauptete. Eine solche einheitliche und wahrscheinlich einseitig veranlagte Bevölkerung giebt es zur Zeit weder in Deutschland noch in Frankreich, Italien oder sonst einem europäischen Kulturstaate.

Betrachten wir aber die Art, wie die Wenden unterdrückt und vernichtet oder verjagt wurden, so erscheint sie der Auffassung unserer Zeit nichts weniger als human. Aber nach der Rechtsanschauung jener schomungslosen Zeit und selbst noch viel späterer Zeiten war sie durchaus angemessen. Der Kampf zwischen Germanen und Slawentum dauert noch jetzt fort; aber abgesehen von den deutsch-russischen Ostseeprovinzen wird er gegenwärtig human durchgeführt. So schmerzlich es den Polen sein mag, wenn sie von den Ländereien ihrer Stammesgenossen eine nach der andern an die Ansiedlungskommission fallen sehen, so wird doch niemand von seiner Scholle vertrieben, sondern die Deutschen erwerben im Wege des freiwilligen Kaufs und Verkaufs, was der bisherige Besitzer infolge seiner nationalen Bewirtschaftung nicht zu behaupten vermag.



In stiller Nacht.

Novelle

VON

Franz Servaes.

✻

„Haben Sie schon einmal über den Verlust Ihrer Ideale geweint?“ Der Herr Major machte ein pffiffiges Gesicht und blickte, indem er den Arm über die Stuhllehne legte, seine Tischnachbarin, die schöne Frau Hortense Baginsky, lauernd an. Hortense lächelte vor sich hin, als ob sie die Frage nicht verstanden hätte, und spielte mit ihrem Fächer. Dann ergriff sie plötzlich das vor ihr stehende Glas Champagner, goß dessen Inhalt hastig hinter, und, während eine warme Röthe sich über ihr Gesicht angenehmer verbreitete, lachte sie laut und hell auf und schaukelte sich lässig auf ihrem Stuhle hin und her. Dann schlug sie den Major mit ihrem zusammengeklappten Fächer leicht auf den Armel und sagte halb schmolend: „Ihre Unarten werden wirklich inausstehlich. Was haben Sie jetzt nur wieder gewollt? Sie wissen doch, daß ich keine Ideale habe. Und wenn man keine hat, kann man auch keine verlieren. Und nun gar weinen! Pfui, wie häßlich Sie sind! Lachen, immer lachen, fröhlich sein und das Leben genießen, das ist das einzige, das sich auf dieser Erde verlohnt.“

„Und ich darf der gnädigen Frau das Kompliment nicht verjagen,“ verjeste der Major artig, „daß Sie alsdann einen reichen Lohn in sich selber tragen, von dem Sie auch uns bedürftigen anderen Sterblichen in lebenswürdiger Weise mitteilen. — Aber die Hausfrau hebt soeben die Tafel auf. Darf ich die Ehre haben, um Ihren Arm zu bitten?“

Lächelnd und mit den leuchtenden Augen froh um sich blickend, schritt Frau Hortense an der Seite ihres stattlichen Kavaliere durch die Reihen der ehrfurchtsvoll ausweichenden Gäste. Im Nebenzimmer trennte man sich mit einem verbindlichen Händeschütteln. Hortense eilte zu ihren Freundinnen, um mit denselben zu plaudern, und der Major sah sich mit dem bei ihm gewohnten Siegeblicke im Saale um. Er war ausnehmend mit sich zufrieden, denn er hatte seine Nachbarin vortrefflich unterhalten. Besonders die letztgebrauchte Konversationsphrase vom Verlust der Ideale schmeichelte seinem Selbstgefühl. Sie war wirklich ebenso neu wie originell. Sie verdiente in Umlauf gesetzt zu werden. Sie mußte das Schlagwort des heutigen Abends werden. Behaglich die Hände reibend, mischte er sich unter die Gäste, und überall, wo er hinkam, konnte man an dem Lachen der Umstehenden merken, daß er ein köstliches Bonmot aufzutischen hatte. Der Major war wegen seiner frivol-sarcastischen Bemerkungen berühmt und erfreute sich so sehr der Gunst der Gesellschaft, daß man alles, was aus seinem Munde kam, ausgezeichnet fand und ihm nie auch nur das mindeste verübelte.

Es wurde an dem Abend flott getanzt. Hortense war unbestrittene Ballkönigin. Trotz ihrer achtundzwanzig Jahre stach sie jedes junge Mädchen aus. Zudem schwärmte man in jener Stadt für die „vollaufgeblühte Schönheit,“ seitdem der Herr Major in diesem Sinne sich ausgesprochen hatte. „Knospen,“ hieß es, „haben noch keinen Duft. Man kann

sich an ihnen nicht berauschen.“ So war Hortense um so mehr von der Herrenwelt umflattert, als ihr Gatte ihr vollkommene Bewegungsfreiheit ließ und dafür der trefflich gebrauten Bowle mit Eifer und Verständnis zusprach. Er war Chemann und hatte es nicht mehr nötig zu tanzen. Die Mütter würden ihm höchstens feindselige Blicke zuwerfen, wenn er den Heiratskandidaten den Platz wegnehmen wollte. Auch noch Undank für saure Bemühungen? Da kannte man den Rittergutsbesitzer Adolar Baginsky schlecht. Dieser huldigte den reellen Genüssen des Lebens, und deswegen saß er hier hinter der Bowle und ließ die jungen Däcche im heißen Saale herumhopsen, „bis sie sich die Weine in den Leib getanzt hatten.“

Es war zwei Uhr in der Nacht, als der Ball bei „Exzellenzen“ sein Ende erreicht hatte. Die trefflichen Wirte entsetzten mit leutselig schmunzelnden Gesichtern die vielen Ergebenheitsversicherungen und Dankbeteuerungen, die von allen Seiten auf sie niederregneten. Sie hatten für jeden einen Händedruck und ein freundliches Wort. Besonders mit Frau Hortense hatte Excellenz zum Schluß noch in der liebenswürdigsten Weise geplaudert. Er schien sie mit irgend etwas zu necken, denn er hob schalkhaft lächelnd den Finger empor, während sein schönes Gegenüber purpurübergossen vor ihm stand und eine kleine Verlegenheit zu verbergen schien. Endlich trennte man sich, und Baginsky glaubte schon die letzten zu sein, als eben in dem Augenblick, wo der Herr Rittergutsbesitzer seiner Frau in den Schlitten half, noch ein junger Lieutenant auf der Thürschwelle erschien und zu ihnen hinaus ins Freie trat.

„Sieh da, mein lieber Herr Baginsky,“ rief er mit seiner schon etwas scharf gewordenen Stimme, „sieht man Sie auch noch heute abend, oder vielmehr heute morgen? Im Ballsaal waren Sie nirgendwo zu finden.“

„Nein, ich habe die Geheimnisse der Bowle studiert.“

„Sehr gut, sehr gut. Apropos! kennen Sie schon das neueste Wigwort, das heute beim Tanzen überall umherjchwirrt? Der Herr Major hat's aufgebracht.“

„I bewahre, in meinem weltverlassenen Winkel. — Wie heißt es denn?“

„Hähähä! Haben Sie schon einmal über den Verlust Ihrer Ideale geweint? Hähähä!“

* * *

„Was hast Du denn heute abend so lange zu träumen?“ fragte Adolar Baginsky seine Frau, indem er sich die Federdecke bis unter die Nase zog und seine Glieder in dem warmen Bette behaglich ausstreckte.

Hortense saß halb entkleidet auf ihrem Bettrande und blickte schweigend, anscheinend ganz in Gedanken versunken, vor sich hin. Auch jetzt bewegte sie sich nicht und gab dem fragenden Gatten keine Antwort. Dieser erneuerte nach einigen Minuten seine Anfrage.

„Mach endlich, Alte, daß Du ins Bett kommst. Es ist ja ungemütlich, Dich so stumpfsinnig dazitzen zu sehen. Auch thut mir das Licht an den Augen weh und hindert mich am Einschlafen.“

Hortense, immer noch stumm, erhob sich und löschte das Licht, welches neben ihrem Bette auf dem Nachttische stand. Nach einem leisen Seufzer begann sie dann, sich weiter zu entkleiden. Ihr Gatte knurrte ein wenig, sagte aber nichts, und seine regelmäßigen Atemzüge, die nach und nach in ein

gelindes Schnarchen übergangen, verrieten schon nach wenigen Minuten, daß er fest eingeschlafen war.

Es dauerte noch eine gute Viertelstunde, bis Hortense glücklich im Bette lag. Langsam hatte sie ein Kleidungsstück nach dem andern abgelegt und über einen Stuhl ausgebreitet. Dann war sie, bloß in Hemd und Pantoffeln, an einen Kleiderschrank getreten, in dem ihre Ballrobe neben ihren Braut- und Konfirmationsgewändern aufs sorgfältigste aufgehangen war, und hatte eine Weile leeren Blickes davor gestanden, gleichsam den Geruch der Kleider leise einatmend. Nachdem sie den Schrank geräuschlos abgeschlossen hatte, war sie endlich unter die Decke geschlüpft.

Ob sie lange, ohne sich zu regen, dagelegen, ob sie vielleicht gar eine Zeitlang geschlafen hatte, wußte sie nicht, als sie sich plötzlich über dem Bewußtsein des völligen Wachseins ertappte. Zugleich stand eine Frage, mit unheimlicher Deutlichkeit, groß vor ihr geschrieben.

„Haben Sie schon einmal über den Verlust Ihrer Ideale geweint?“ Die dumme Frage! Warum konnte sie dieselbe nicht los werden? Was lag ihr an dieser Frage? Was konnte sie ihr sagen? Wie konnte sie dieselbe gar beruhigen? Sie hatte doch gelacht, als sie diese Frage zum erstenmal gehört hatte! Sie war eine Phrase wie andere. Aber freilich, sie hatte dieselbe den ganzen Abend unausgesetzt zu hören bekommen. Jeder Herr hatte geglaubt, mit dieser Frage sein Gespräch einzuleiten zu sollen, und war sich dabei meist noch als schrecklich geistreich und als ein verwegener Spötter vorgekommen. Unzweifelhaft, diese gleichmäßige Abernheit der Herrenwelt war das einzige, was sie ärgerte. Denn an der Frage und deren Inhalt lag ihr, bei Gott, doch gar nichts!

Wie nur Adolar so schnarchen konnte! Sie hätte wohl Lust, ihm einen leichten Rippenstoß zu geben, damit er ruhiger werden sollte. Aber da hätte sie lange stoßen können, bei dem Dickhäuter. Und schließlich wäre er gar erwacht und hätte sie durch seine plumpen Bemerkungen und Grobheiten nur noch aufgeregt und geärgert. Dann hätte sie noch länger nicht schlafen können. Sie wollte lieber so den Versuch machen.

Wirklich, ganz regelmäßig schnarcht Adolar. Einmal herauf und einmal herunter. Es ist fast wie eine Melodie, oder auch wie ein gesprochenes Wort. Was sagt er doch in seinem Schnarchen?

„Haben Sie schon einmal — — —“

Weiß Gott! Das ist zu arg! Soll sie denn niemals Ruhe haben vor diesem verfluchten Wort? Auch vorhin, wie sie mit Adolar im Schlitten nach Hause fuhr, hatte das Wort sie unaussprechlich unntönt. Zuerst, in der Stadt, nur leise und kaum hier und da einmal. Aber sobald sie ins Freie gekommen waren, und die gleichmäßige Schneefläche in dem bläulich-violetten Glanze des Mondscheines sich rings um sie ausbreitete, ließ das Wort sie nicht mehr los. Sie hatte schon oft, wenn sie im Schlitten durch die schweigende Landschaft fuhr, und wenn dann der gedämpfte Hufschlag des Pferdes und das leise Bimmeln des Glöckchens die einzigen wirklichen Geräusche waren, dann hatte sie schon oft eigentümliche Tonempfindungen gehabt, fast als ob die nächste Landschaft um sie herum leise am Singen wäre, oder wie von lachenden Kindern oder lichernden Zwergen. Es klang unter der Schneedecke hervor und pflanzte sich den Wegrand entlang, dem Schlit-

ten vorausseilend, fort. Sie hatte dann immer lauschen müssen, und sie wußte nicht recht, ob es wie Spott oder wie flehendes Wimmern zu ihr herüberklang. Heute — das wußte sie ganz genau — heute war es Spott! Man spottete ihrer, daß sie keine Ideale zu verlieren hatte, man schalt sie ein gewöhnliches Frauenzimmer, ohne Geist und ohne Eigenart, wohl auch ohne Gemüt! Man machte sich lustig über ihre gedankenlose Zufriedenheit, mit der sie die Welt und deren Genüsse hinnahm! Man verlachte sie, daß sie dumm genug war, sich glücklich zu wähnen!

Aber war sie denn nicht glücklich? Hatte sie nicht alles, was sie sich je gewünscht hatte? Einen Mann nach der Wahl ihres Herzens, und ein paar hübsche, gesunde Kinder? Besaß sie nicht selbst Gesundheit und Wohlbefinden? Blühte nicht der Hausstand um sie herum? Brauchte sie sich irgend etwas zu versagen? Gerieth sie nicht die unzweifelhafte Achtung, Verehrung und selbst Neigung all ihrer Bekannten?

Und doch — — Wirklich ein „Doch?“ Was für ein „Doch?“ Ach was! sie wollte nicht darüber nachdenken. Sie wollte ruhig bleiben und einschlafen. Es gab morgen zu thun, und sie konnte nicht bis Mittag im Bett liegen bleiben. — —

Sie mußte lachen. Sie war wirklich ihr ganzes Leben lang ohne Ideale gewesen. Schon als Kind, als sie das Wort „Ideal“ kaum verstand, hatte sie eine unüberwindliche Abneigung gegen dasselbe gehabt, und diese Abneigung hatte sich mit den Jahren noch gesteigert. Gesteigert in demselben Maße, als sich ihre Abneigung gegen den Menschen gesteigert hatte, von dem sie das Wort „Ideal“ zuerst vernommen hatte.

Ihr Bruder Armand — die Geschwister hatten alle französische Vornamen — hatte eines Tages einen Schulfreund mit ins Haus gebracht, einen blassen, schwächlichen Gesellen, flachsblond und mannehnlich, mit einer abscheulichen großen Brille in dem schmalen Gesicht. Johann Schmitz — mit diesem plebejischen Namen war er behaftet — hatte ihr nicht die mindeste Beachtung geschenkt, ja er, der Siebzehnjährige, schien vor ihr, die vielleicht gerade ihre zwölfte hatte, sogar Befangenheit zu empfinden. Wie unglaublich lächerlich und läppisch das war! Wenn sie zufällig ins Zimmer hineintrat, wußte er nicht, ob er ihr „Guten Tag“ sagen sollte oder nicht, ob er vom Stuhl aufstehen sollte oder nicht, ob er weiter sprechen durfte oder nicht. Gewöhnlich machte er Ansätze zu allem von diesem und geriet dann in ein klägliches Stottern hinein. Wenn sie aber weggegangen war und vom Nebenzimmer aus auf das Gespräch der beiden hinhörte, ihres Bruders und dieses Herrn — Schmitz, dann hörte sie, wie der Tolpatz da drinnen sich immer mehr in Hitze redete, lange Vorträge hielt und schließlich in ein heiseres Schreien hineinkam. Was sie sprachen, verstand sie nicht, und es interessierte sie auch gar nicht. Aber nie hatte sie vergessen können, wie einmal der Redekampf besonders heftig geworden war, so daß sie schon gefürchtet hatte, die beiden würden sich in die Haare geraten, weil sie sich anfrächzten wie zwei hungrige Raben. Dann war plötzlich eine kleine Pause eingetreten, und Johann Schmitz hatte darauf mit erschöpfter, aber nachdrücklicher Stimme gesagt: „Aber wo bleibt denn das Ideal?“ Da war ihr Bruder in ein lautes Lachen ausgebrochen, und die beiden wurden böser als zuvor. Endlich ging der andere hinaus und schlug dröhnend die Thür

hinter sich zu. „Jetzt ist es alle,“ hatte Hortense gedacht, aber schon nach drei Tagen war der widerwärtige Mensch wieder im Hause, und Armand umdienerte ihn mehr als je zuvor. Da war sie, die Schwester, für ihren Bruder errödet, weil er so wenig Ehrgefühl besaß, und das Wort „Ideal,“ welches an allem die Schuld trug, hatte sie seitdem gehaßt. (Schluß folgt.)



Zum Fall Meißner.

Son.

S. Keller.

Tout perdu, sauf le poëte.

Wenn das Fernrohr eines geschickten Astronomen einen bisher für einfach gehaltenen Stern als einen Doppelstern ausweist, so macht dies in der wissenschaftlichen Welt mit Recht freudiges Aufsehen. Dichter aber, obwohl man zwar von Dichtersternen spricht, Dichter sind keine Sterne, keine toten Wesen; es sind Menschen, ja wir sind gewohnt, im Dichter den feinsten Auszug, den edelsten Gehalt des Menschengeistes zu sehen. Intelligenz und Sittlichkeit, Talent und Charakter, diese zwei reinsten Ausstrahlungen unserer Persönlichkeit, sollen im Dichter vereinigt wirken, und Grillparzer sieht bekanntlich nicht an, in der innigsten Wechselwirkung dieser beiden das unverfälschte Dichtergemüt zu erkennen. Wenn nun aber, wie leider kaum ein Zweifel obwaltet, Hedrich gegen Meißner recht behalten sollte, wie stände es da mit Talent und Charakter eines Poeten, der länger als ein Vierteljahrhundert sich in allen Zeitungen als seltener Romancier, als hochbegabter Erfinder der spannendsten Erzählungen feiern ließ? der geduldig die Last eines Ruhmes trug, welche einen Mann von simpler Ehrlichkeit hätte zu Boden drücken müssen?

Bei einem Strafrechtsfall — und Hedrichs Civilklage sieht vor dem Richterstuhl der höheren Justiz einem Kriminalprozeß verzeifelt ähnlich — pflegt man vor allem das Vorleben des Angeklagten in Betrachtung zu ziehen. Und da tauchte, wie die Notiz von der plötzlichen Zweiteilung des einen Meißner mir zu Gesichte kam, in meiner Erinnerung ein Begebnis auf, längst bei mir ins Dunkel der Vergessenheit gesunken, das ich jetzt hervorziehe, weil es ein überraschendes Licht auf den Gegenstand wirft und ein allerdings schon dreißigjähriger Vorläufer desselben genannt werden kann. Ich gebe die Sache nur so, wie ich sie seiner Zeit auffaßte, ohne daraus Folgerungen für jetzt zu ziehen. Ich stelle Vergangenes und Gegenwärtiges gegenüber, damit sie einander von selbst beleuchten. Denn die Umrisse hat das Alter schon halb verwischt, und leicht könnte sich auch eine halb wahre oder ganz falsche Angabe unter die richtigen mischen. Auch muß ich etwas weit ausgreifen und umständlicher sein, als es mir selbst lieb ist.

Das Jahr 1848 brachte mir neben den herben Täuschungen und Enttäuschungen auch das höchste Glück, das einem wohlgeschaffenen Menschen beschieden sein kann, einen wahren Freund, eine gleichstrebende Seele von wahrhaft jungfräulicher Lauterkeit. Moriz Reich, dessen „Mammon im Gebirge“ Heise und Kurz ihrem Novellenschatz einverleibt haben, hatte eine seltene dichterische Begabung und Feinfühligkeit. Er war arm, ich nichts weniger als reich. Aber ich besaß eine unermüdlige Arbeitskraft und erwarb durch Stundengeben so viel, daß wir notdürftig davon leben konnten, allerdings so knapp, daß wir ein Bett teilen mußten. Wir hatten alles gemeinsam, und kein Gedicht, das er schrieb, keine Skizze, die er entwarf, kein noch so geringfügiges Mätchen von ihm, fast wage ich zu sagen, kein Gedanke, der in diesem herrlichen Menschen auf-

stieg, war mir unbekannt. Seine Gedichte zeigte er auch Meißner, und dieser wie sein Freund Joseph Bayer ermunterten ihn in seinen Bestrebungen. Leider hatte diese ebenso freundliche, wie unschuldige Zustimmung für meinen Freund, der damals im zwanzigsten Lebensjahre stehen mochte, die traurigsten Folgen. Er hing an, das Studium (wir waren beide noch Gymnasiasten) ganz an den Nagel zu hängen, und brachte mit fieberhafter Eile lyrische Gedichte, Erzählungen, dramatische Entwürfe mit einer Hast und oft mit einer Unreife hervor, die mich entsetzten. Ich erklärte nach kurzem Kampf ihm rund und offen, daß ohne gründliche Arbeit kein gutes Werk zu Stande kommen könne, und daß wir geschiedene Leute seien, wenn er nicht einen ersten Lebenszweck verfolgte. Und wir trennten uns. Er ging nach Wien, ich blieb in Prag, hielt es jedoch ohne ihn nicht aus und folgte ihm bald nach. Er geriet in die drückendsten Verhältnisse, und ich, der ich mich manchen Tag mit zwei Kreuzern verköstigen mußte, konnte nicht helfen. An Mangel nicht gewöhnt, verlor er die Lust zum Leben, und selbst als er einen Verleger und von diesem eine größere Summe erhielt, führte er, ich glaube 1856, seinen Entschluß aus und schied aus dem Leben.

Meißner gab seinen Nachlaß heraus, begleitet von einem sehr warmen Nachruf. Ob er für den Band („An der Grenze“) etwas bekam, weiß ich nicht; Reichs Erben, die es damals sehr nötig gehabt hätten, haben nie einen Heller gesehen. Drei Jahre später, als ein Augenleiden, das die Ärzte mit Bestimmtheit für eine im Verlauf weniger Tage drohende Blindheit erklärten, mich meiner Zukunft beraubte und ins Vaterhaus nach Böhmen brachte, kam mir aus Reichs Heimat ein Blatt der Wiener „Presse“ zu. Die Überschrift des Feuilletons war mir wohlbekannt als die einer Reichschen Novelle, über deren Nichtaufnahme von Seiten Meißners, dem ja alles Handschriftliche zur Verfügung gestellt worden war, ich mich jene Zeit höchlichst verwundert hatte. Ich las mit großer Freude und feierte, unter Thränen lesend, die Auferstehung meines einzigen Freundes. Da mit einem Male stockt mir der Atem und die Zeitung entfällt meiner Hand: als Verfasser unterschrieben war — Alfred Meißner. Empört über ein so unerhörtes Plagiat, schrieb ich einen offenen Brief an den Plagiator und sandte ihn in zwei gleichlautenden Exemplaren zum Abdruck an die Redaktionen der „Presse“ und des „Tagesbote aus Böhmen“ in Prag, wo Meißner sich damals aufhielt. Von beiden Zeitschriften wurde mir die gleiche Rückantwort, Meißner sei ein so renommierter Schriftsteller, daß ich es nicht verübeln dürfe, wenn ihm mein Brief vorher zur Einsichtnahme unterbreitet werde. In der That kam wenige Tage später ein Brief von Meißner, der das Mißverständnis, welches ja vollkommen begreiflich sei, lebhaft bedauerte. Er, Meißner, habe stets andern von dem Seinen gegeben und nie etwas entlehnt. Mit der Erzählung verhalte es sich aber so: Einst sei Reich zu ihm gekommen und habe über Mangel an Stoff geklagt, da sei er ihm mit diesem Thema behilflich gewesen, das Reich, wie er nun sehe, auch ausgearbeitet. Ihm selbst sei die Sache wieder entfallen und erst wieder eingefallen, als die „Presse“ zu einem Feuilleton drängte.

Nun wußte ich aber aus Reichs eigenem Munde, daß er jene Geschichte selbst erlebt hatte; auch war es nicht so sehr der Inhalt, der auf Reichs Autorschaft hinwies, wie der Wortlaut, den ich im Manuskript wiederholentlich gelesen hatte. Und doch mußte ich schweigen. Denn Meißner war eine Berühmtheit; ich hatte 1848, siebzehnjährig, ein paar Sachen veröffentlicht und seitdem bis 1859 nicht eine Zeile. Wenn ich heute nicht mehr schweige, geschieht es mir, weil die Hedrichsche Affaire in ihren breiten Dimensionen mit der meinen, auf dem engen Felde des Feuilletons sich abspielenden, doch das Gemeinname hat, daß das leidige Geld bei beiden eine so wichtige Rolle spielt. Darüber noch später. Hier will ich nun zum wichtigsten Schlussergebnis kommen. Es soll nicht ein juristisches, sondern ein ästhetisches sein. Hat der Dichter Alfred Meißner dadurch verloren? Man wird mich, der ich halb

und halb als Ankläger gegen ihn aufträte, mindestens seiner Parteinahme beschuldigen, wenn ich sage, der Dichter hat dadurch nicht nur nichts verloren, sondern in Wahrheit und Wirklichkeit gewonnen. Wer Meißner persönlich kannte, der weiß, daß das Fabulieren nicht seine Sache war. Das Stocken und Stammeln der Sprache, das ängstlich Unbeholfene im Ausdruck verriet den einsam sinnenden Poeten, der in den Gedichten und im Jiska ein so flammend beredtes Zeugnis echter dichterischer Weihe sich selbst ausgestellt hat. Und wären alle die ihm abgeprochenen Romane sein eigen, sie bedeuteten doch nur einen empfindlichen Rückgang, eine ganz unleidliche Verflachung gegen jene zwei Werke. In der Zurücknahme seines Eigentums hat Hedrich vielleicht Meißners Erben einen empfindlichen Vermögensverlust beigebracht. Meißner selbst hat dabei nicht das mindeste verloren, sein geistiger Vermögensstand blieb und bleibt ihm unverkürzt. Er war ein Dichter, ein Traum- und Phantasiemensch von reichgestalteter Innerlichkeit.

Franz I. von Frankreich aber sagte nach seiner Gefangenahme durch Kaiser Karl V. auf dem Schlachtfelde von Pavia nicht, was ich als Motto dieser Besprechung vorgelegt habe, sondern tout est perdu, sauf l'honneur. Sollte es mit Meißners Ehre — immer die Wahrheit der gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen vorausgesetzt — unwiderstehlich vorbei sein? Das verantwortet der zünftige Jurist, wenn er es kann. Ich stehe auf einem anderen Standpunkte. Für mich hat der Romancier und Prosaist Meißner nie existiert, für mich redet die Dichterlaufbahn Meißners mit seinem letzten schönen Poem. Der Mensch Meißner war schwach und unselbständig. Vor ihm stand bis gegen das Ende der sechziger Jahre ehrfurchtgebietend die imposante Gestalt seines greisen Vaters, des Dr. med. Meißner. Dieser hatte auch aus seinem Sohne einen Arzt haben wollen und spottete jederzeit über den großen Haufen von Sohn, der von seinem Dichterruhme ohne den väterlichen Beistand verhungern konnte. Meißner, dessen Reizbarkeit und Empfindlichkeit oft ins Kleinliche ging, hatte den glühenden Ehrgeiz, den unerbittlichen Vater, der, irre ich nicht, ihn einmal erdenben wollte, worüber der zaghafte Sohn in Angst und Schreden geriet, eines Bessern zu belehren. Daher ging er vom Epos und von der Lyrik zuerst zum einträglicheren Drama über, wo er indessen nicht durchgriff. Gelegentlich des Prätendenten von York mag er mit Hedrich in Berührung gekommen sein, und nun folgten die Romane einander dicht, nun war er in den Augen wahrlich nicht nur des Vaters, sondern aller sogenannten Gebildeten ein gemachter Mann.

Meißner, der glückliche Romancier, spottete über Weißner, den unglücklichen Dichter. Einst sprach er zu mir die mir unvergeßlichen Worte: „Sie sind eben ein Fanatiker des Massicismus. Ich aber sage Ihnen, lieber Freund, Goethe ist über die Massen langweilig. Der Werther, der Meister, die Wanderjahre — das ist alles ungeheuer langweilig. Das wissen Sie selbst ganz gut, wollen es sich aber nicht gestehen. Wir sind die Poeten, wie sie die Zeit braucht. Der Roman, die Abfilderung des wirklichen Lebens, das ist das Epos der Gegenwart, das ist die Poesie, die wir brauchen. Ich habe den Jiska geschrieben; ich habe Gedichte gemacht, die Beifall fanden. Herbig in Leipzig hatte die Güte, beides zu verlegen. Aber bin ich davon satt geworden? Jetzt geht's.“ Dieser Salto mortale vom Kunstwert in den Geldwert ist für den späteren Meißner, für den Sohn seines Vaters, äußerst bezeichnend. „Wir sind die Poeten!“ Leider! Leider! „Wir“ nicht als Majestät's, nicht als kollektiviſcher Plural, sondern als leidiger Dual, als die armelige Zweierheit Meißner-Hedrich oder Hedrich-Meißner. Eine Zeile aus dem Untergang der Girondisten ist mehr wert als die drei dicken Bände von Schwarzgelb zusammengemommen.

Wenn es wahr ist, was Adolf Pichler mir als verbürgt erzählte, daß Meißner keines unehrenvollen Todes gestorben, sondern aus Gram über die Teilnahmslosigkeit des Publikums bei Veröffentlichung seiner Autobiographie seinem Leben ein Ende gemacht, dann muß wohl die furchtbare Nemesis, die ihn ereilt, das Gefühl des Lummets über seine sittliche Schwäche

durch die innigste Mitempfindung dieses traurigen Dichtergeschicks verdrängen. Armer Mann! Das reine, helle Sonnengold der Poesie aus den tiefsten Tiefen des himmlischen Aethers hast du verschmährt, um nach wirklichem harten, glänzenden Metalle in den unheimlichen Tiefen der Erde zu wühlen, die dich vor der Zeit in ihren Schoß gerissen hat.*

* Über das Gerücht von einem Selbstmorde Alfred Meißners findet sich die vollste und hellste Aufklärung in der Broschüre: „Die Antwort Alfred Meißners“ von Kitzmeister Bayer (Robert Vyr), welche soeben (im Kommissionsverlage der G. Franzischen Buchhandlung in München) erschienen ist. Robert Vyr, dessen männliche Erklärungen gegenüber der hinterhältigen Schrift von Hedrich den besten Eindruck machen, erzählt mit der Ruhe eines gerechten Richters, wie Alfred Meißner, sein Freund und Schwager, einen Selbstmordversuch machte, wie er aber nicht an seinen Wunden, sondern an einer hinzugetretenen Hirnhautentzündung starb. In allen Punkten, welche die Charaktere der beiden Kompagnons betreffen, ist die Verteidigung Robert Vyr's überzeugend; man sieht lebendig den unglücklichen, humanen, feinsühligen Alfred Meißner und den rohen, geldgierigen, bössartigen Franz Hedrich vor sich. Die Veröffentlichung des Hedrich'schen Buches erscheint noch deutlicher wie vor acht Tagen als ein gemeiner Racheakt dafür, daß ihm alle seine Auspressungsversuche gegen den Dichter und, später, nach dessen eben durch diese Verfolgungen veranlaßten Tode, gegen dessen Familie nicht zum Ziele führten. Es kam kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß Hedrich auch weiter geschwiegen hätte, wenn der Vormund von Meißners Kindern ihm die Briefe für die geforderte horrend Summe abgekauft, wenn er das Vermögen der Kinder geopfert hätte, um vielleicht einige Jahre später dem gleichen Skandale gegenüberzustehen. Dem Expreßer gegenüber ist jede Nachgiebigkeit ein Unrecht und ein Fehler. Nicht so glücklich ist Robert Vyr da, wo er in seiner Pietät nicht nur gegen den Charakter Hedrichs, sondern auch gegen dessen Behauptungen auftritt. „Die Antwort Alfred Meißners“ erregt beim Leser das tiefste Mitleid mit Hedrich's Opfer; sie beweist auch, daß Meißner etwas mehr, als Hedrich zugeben will und jeder gutgläubige Leser glauben mußte, an seinen eigenen Worten mitgearbeitet hat, daß Hedrich's Ansprüche übertrieben waren; aber sie bekräftigt nur, daß Franz Hedrich in der That die Hauptarbeit an den Meißner'schen Romanen geleistet, und daß Meißner schließlich eingestandenemal ein Werk Hedrichs, von welchem er keine Zeile geschrieben, den Redaktionen unter eigenem Namen zum Kauf an geboten hat. Daß er von seinem Feind Hedrich mit nichtswürdiger Bosheit in den Tod getrieben worden ist, das bricht den Stab vollends über Hedrich; aber die Thatthat, daß Meißner sich durch die Angst vor Hedrich in den Tod treiben ließ, spricht doch wieder deutlich dafür, daß er sich gegen den angekündigten Skandal nicht verteidigen zu können glaubte. In einem letzten Briefe an seine Lieben sagt der sterbende Dichter selbst: „Nichts soll an meine literarische Laufbahn erinnern, als meine Gedichte.“ Diese Worte hätte Meißner nicht niedergeschrieben, wenn er, wie sein Schwager immer noch annimmt, in hervorragender Weise an der Abfassung seiner Romane beteiligt gewesen wäre. Die Akten über den Fall Meißner sind soweit geschlossen, daß wohl nicht viel Neues mehr hinzugebracht werden wird. Was die Broschüre von Robert Vyr mit Sicherheit klar gelegt hat, wenn es auch aus der Anlagenschrift Hedrichs schon herauszuleiten war, das ist folgendes: 1. Franz Hedrich ist für den Selbstmordversuch und den Tod Alfred Meißners moralisch verantwortlich; 2. Franz Hedrich hat seine Beziehungen zu Meißner sich teuer bezahlen lassen und sie nach dem Tode des alten „Freundes“ noch teurer bezahlen lassen wollen; 3. was auch Alfred Meißner begangen hat, er hat es in seiner gewinnmüthigen Absicht gethan, und 4. er hat seine Schuld in der furchtbarsten Weise gebüßt. Es erübrigt noch hinzuzufügen, daß die Gesandtsprüche Hedrichs geradezu lächerlich sind und nur aufs gründlichste die Motive seines Vorgehens verraten. F. M.



Zum fünfzigsten Geburtstag Ludwig Anzengrubers.

Von

Anton Bettelheim.

Es liegt in der Luft wie a Kirchenlied
und a Schmalhüpfel.

Der Pfarrer von Kirchfeld.

Am 29. November wird der Dichter der Kreuzschreiber fünfzig Jahre alt. Es fällt niemandem ein, Anzengruber an diesem Tage zum verfrühten „Zubelseniör“ zu erheben: am allerwenigsten dem stillen, stolzbescheidenen Manne selbst. Die Stadt Wien, die es kürzlich verschlafen hat, Gottfried Keller, dem Sängler des 1848er Liedes:

Stadt der Freude, Stadt der Töne,
Morgenfrohes, stolzes Wien,
Deßen frühlingstheutere Söhne
Nun der Freiheit Rosen ziehn

einen Gegengruß zum siebenzigsten Geburtstag zu senden, wartet vermutlich noch ein Vierteljahrhundert, bevor sie einem ihrer besten Söhne formell das Bürgerrecht verleiht, das er sich längst thatächlich selbst genommen, wie Grillparzer, Raimund, Schwind, Schubert. Und auch die Parteigänger Anzengruber's haben in deutschen Landen nur mehr wenig für ihn zu fordern. Theaterleute und Litteraturkanzler, August Förster, Wilhelm Scherer, Gustav Freytag haben ihm wetteifernd Preise zugewendet. Die Münchener haben das thörichte Versteckens- oder kleinlich häßliche Käntenspiel aufgegeben, den ersten und im Grunde einzigen Poeten unter den Autoren von Bauernstücken geflüßentlich dabei und auf ihren Wanderfahrten zurückzusetzen zum Besten der Macher. Und der langgehegte Wunsch einer Gesamtausgabe wird sich früher oder später gleichfalls verwirklichen: sei es, daß uns eine klassische Klassiker-Firma die Gesammelten Schriften von Anzengruber besorgt, sei es, daß ein geschickter, unternehmender Kopf an Anzengruber die Gelegenheit wahrnimmt, zum Begründer einer Klassikerfirma zu werden. Das Kapitel des Maximilians-Ordens — ein echt bayrisches Gegenstück der Académie française — hat den ahnungslosen Dichter vor ein paar Jahren zum Mitglied gewählt. Und als die sonst nur als Formschabe betrachtete fürstliche Bestätigung ausblieb, erinnerten sich Heysse und Schad nicht weiter daran, daß seiner Zeit, beim ersten einmüthigen Vorschlag des Kapitels, auch der Ordensritterschaft Berthold Auerbachs die höchste Genehmigung verjagt wurde, weil der Dichter der Schwarzwälder Dorfgeschichten zugleich ein Deutscher und ein Jude gewesen: sie traten kurzweg aus dem Orden aus und überließen es dem Rumpfs-Kapitel, sich eines anderen zu bestimmen. Die kollegiale, wahrhaft ritterliche Stellung dieser ganzen Männer erfreute Anzengruber herzlich, herzlicher, als ihn jemals irgend eine Auszeichnung freuen kann, die er sich nicht selbst — durch die innerliche Zufriedenheit mit einem neuen Werk — errungen. Denn er hält es sonst wie der Goethe'sche Hans Sachs, beglückt und geweiht durch die Muse:

So wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer falt.
Weil er so heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken schwebt
Ein Eichenkranz ewig jung belaubt.

Und nicht einmal der Kranz lockt ihn, sondern nur die Arbeitsmühe, die Arbeitsfreude. Als ihm ein naiver Bewunderer einmal sein Erstamnen ansprach, daß er seit dem Jahre 1870 an die zwei Duzend Stücke und mindestens ein Duzend Bände Romane, Schnurren, Dorfgänge und Kalendergeschichten zu stande gebracht, meinte er mit trockenem Humor: „Wenn ma anderthalb Duzend Jahr sonst nix thut, als wie schreib'n, muß ma do was fertig bringen.“ Jawohl: wenn man von Haus aus jemand ist. Und auch da kann es noch ein Wunder bleiben, wie ein namenloser, allzufrüh des Vaters beraubter Buchhändler-Lehrling und fahrender Komödiant mit einem Schlag der unbefruchtete Großbauer der deutschen Bühne wird. Nachdenklich und verschlossen in seiner Kinderzeit, fand der von niemandem beratene, nur von seiner treuen Mutter herzlich geliebte Jüngling jahre- und jahrzehntelang nicht den rechten Beruf. Schlicht, unbeholfen und doch sehr bezeichnend hat Anzengruber — dazumal noch nicht zwanzigjährig — seinen Zweifeln und Hoffnungen Ausdruck gegeben in einem (bisher ungedruckten) Jugendgedicht, das am Festtag wohl auch in weiteren Kreisen Anteil weckt und verdient:

Träume.

Im Belvedere bin ich wieder
Mit meinen grünen Rasenplätzen,
Und dort von oben sieht hernieder
Das Haus mit seinen Bilderscheiben.
Wenn ich durchschreit die grünen Gänge,
In mich verjunten, denkend, dachtend,

Da tauchen Träume auf und Klänge,
Vergehen dann, sich selbst vernichtend.

Mir ist, als sollt' zu eigen haben
Die Kraft des Wortes ich, der Töne,
Der Farbe und des Meißels Macht,
Um herzuzaubern manches Schöne.

Da knistert unter mir der Sand,
Verjensehend die erträumte Welt,
Und Blatt um Blatt mir aus der Hand
Von dem erträumten Lorbeer fällt.
Und dann ist mir so weh, so schwer,
Ich wollt', ich träumte nimmermehr,
Und doch rief ich sie wieder wach
Die Träume aus der regen Brust,
Und Kampf und Zweispalt folgt danach,
Wie's werden mag? — mir unbewußt;
Ich stell's anheim der ew'gen Zeit,
Sie geb' den gütigen Entscheid.
Was mich betrifft — ich weiche nicht,
Ich halt' ans Ew'ge mich, ans Licht
Und an der großen Männer Namen,
So Gott als mir vertrauend — Amen!

Im scharfen Gegensatz zu diesen stolzen Absichten standen die bescheidenen Anfänge des Dichters dieser Verse. Ein unbesieglischer Dämon trieb ihn zum Theater: in kleinen Provinzstädten, auf Schmierern leistete er jahrelang Knechtsdienste an der Stätte, die ihn einst als Herrn grüßen sollte. Reinen Herzens kam er, reinen Herzens blieb er, ein Einsamer unter dem geselligen, überflutigen Theatervolk. Er spielte seine Profosen und Gefängnischlieder, Episoden und Episöden mit heiligem Ernst, bis er endlich selbst des leeren Treibens satt wurde. Alles was das Bühnenhandwerk forderte, im Sinne des Tages und im Sinne der großen Kunst, hatte er gründlich kennen gelernt. Die schauspielerischen Ideale seiner Kinderzeit — Anshütz, die Jenny Lind, Karl Nott — die Lieblingsdichter seiner Jugend — allen voran Schiller und Shakespeare, Raimund und Aristophanes — hatten ihm doch andere Ziele gesteckt als das Durchschnitts-Repertoire, die Durchschnitts-Mimen der Wandertuppen. Der herrschende „Kosienkönig“ der Zeit, D. F. Berg, war niemandem widerwärtiger geworden als dem unbeachteten Provinz-Schauspieler, dem manch gute Stunde mit dem Memorieren, mit dem Darstellen dieser Nichtigkeiten verdorben wurde. Oder vielmehr doch nicht verdorben wurde. Als bejahende, positive, schöpferische Natur hielt sich Anzengruber nicht lange bei entwürdetem Tadel auf. Es drängte ihn, dieselbe Aufgabe, als Volksdichter den Ideen der Zeit gerecht zu werden, anders aufzufassen und zu lösen als die Klasse-Gewaltigen des Tages. Unermüdet versuchte er sich als Schauspieldichter. Er verließ die Provinz, die Bühne, schlug sich in Wien karglich als Schreiber in einem Polizei-Amt, als Sonntags-Novellist von Blättern zweiten Ranges durch. Pünktlich lieferte er jahraus, jahrein den Theaterkanzleien seine Stücke ein. Pünktlich erhielt er sie zurück. Endlich geschah ein Wunder. Ein Theaterdirektor, Max Steiner, las den „Pfarrer von Kirchfeld.“ Ein zweites Wunder: die Komödie packte ihn. Ein drittes und größtes Wunder: die Censur ließ dazumal das Stück aufführen; heutzutage würde das in Oesterreich kaum mehr möglich sein.

Und damit könnten wir schließen. Denn den Lesern eines Blattes, das den Namen „Deutschland“ führt, und dessen Herausgeber der sterbenden Mutter Anzengrubers 1873 die letzte große Lebensfreude bereitet hat durch die begeisterte Anerkennung ihres Sohnes in einer maßgebenden Zeitschrift des Reiches, haben wir Anzengruber nicht erst vorzustellen. Er ist eine der wenigen wirkenden, in allen Schichten des Volkes zugleich wirkenden Persönlichkeiten unserer Zeit: ein Poet und ein Prophet — allerdings ein ganz moderner Prophet —, ein Tragiker und ein Humorist, ein gewaltiger Redner in der Kirche des freien Geistes, und ein feder, freimäuliger Stegreifdichter der Schenke und des Tanzbodens. Kirchenlied und Schnadahüpfel — Sinnlichkeit und Menschlichkeit, Natur und Idealität vertragen sich friedlich nebeneinander in seinen Schöpfungen. Sein Rea-

lismus der Darstellung erwächst nicht wie bei Ibsen aus einer unbedingten weltverächterischen Gesinnung. Anzengruber kennt die sittliche und geistige Verwahrlosung, er ist der Anwalt der Auswürflinge und Bedrängten, er vertuscht nirgends die Schäden, die Frevel der Großen und Kleinen, sein Herz klagt mit den um ihr Glück Betrogenen, dem Wurzelstopp und seiner Sippe. Aber er kennt auch die weltbefreiende Lustigkeit des Steinklopferhans; er behandelt die heutzutage so oft bis zum Überdruß ins Tierische verzerrte, ins Tragische hinaufgesteigerte Heimlichkeit von Liebeslust und Liebesleid mit der genialen Heiterkeit des Naturmenschen; er gewinnt dem recht eigentlich welterhaltenden Thema in den „Kreuzelschreibern,“ dem „Gwisenswurm“ und „Doppelselbstmord“ alle Humore ab; kurzum: er zürnt und großt und brandmarkt und knutet nicht bloß Ibsen: er lacht auch. Und das thut Ibsen nie. Wenn es deshalb irgendwem beliebt sollte, Anzengruber einen Schönfärber zu schelten, immerhin. Der Mann hat dann das „Vierte Gebot,“ den „Meineidbauer,“ den „Sternsteinhof“ nie gelesen oder begriffen. Die Weltmoral des letztgenannten Romans zumal — nach meinem Dafürhalten die bedeutendste Schöpfung der deutschen Erzählungskunst im letzten Jahrzehnt, vielleicht im letzten Menschenalter — gehört zum Größten, Verwegensten, Wahrsten und Modernsten, was wir Deutsche überhaupt besitzen. Ebendeshalb wird der „Sternsteinhof“ vermutlich auch nicht vor Anzengrubers achtzigstem Geburtstag modern werden und bleiben.

Das sieht die Gemeinde Anzengrubers, das sieht ihn nicht an. Nach wie vor wird er hoffentlich an jedem neuen Geburtstag als Festgeber des deutschen Volkes mit neuen Schauspielen und Geschichten zur Stelle sein. In dem „Chaos“ seines Stoff-Kastens finden sich mehr Entwürfe, als er jemals aufarbeiten kann. Die Dinge, von denen er zufällig gelegentlich spricht, gewinnen fast niemals greifbare Gestalt: sonst dürften wir uns auf einen Gesellschafts-Roman „Sumpf,“ eine satirische Komödie „Mai-Taumel,“ ein modernes Schauspiel „Der Statistiker“ und auf „Tartüffes selbige Erben“ gefaßt machen. Zu denken geben die Titel jedenfalls: sie deuten auch beiläufig auf die Wege, die Anzengruber zunächst einzuschlagen gedenkt. Weit, weit ab sind wir geraten von Raimunds treuherzigen Wiener Familienbildern aus der Damphauser-Zeit, in welcher Feen und Zauberer allen Zweispalt dieser Erde so harmlos poetisch friedfertig schlichteten. Die Welt ist aus den Fugen: der Mann aber, der hierzulande kam, sie wenigstens in der Litteratur einzurenten, ist selbst ein Waldprediger, ein größerer, widerstandsfähigerer „Pfarrer von Kirchfeld.“ Er ist erschienen, dem sich verjüngenden Vaterlande eine neue Heilslehre der Wahrhaftigkeit in Staat und Kunst zu verkünden. Heil Oesterreich, wenn nicht bloß die Wildlinge vom Schlage des Wurzelstopp, die Verbitterten und Enterbten, sein Wort beherzigen und ihm zurufen: „Du — Du bist doch der Rechte.“



Das Hamerling-Denkmal.

Eine Erklärung
von
Erich Schmidt.

Zu meiner Überraschung findet eine Reihe von Tagesblättern die nicht durch mich veröffentlichte Nachricht, daß ich es abgelehnt habe, einen Aufruf an die deutsche Nation zur Errichtung eines Standbildes für Robert Hamerling zu unterzeichnen, interessant genug, um sie weiteren Kreisen, womöglich mit allerlei Gewürz aus ihrer Hausapotheke, zuzutischen. Allerdings erhielt ich vor vierzehn Tagen aus Graz, wo der Dichter jahrzehntelang ein Stillleben geführt und sein

Dafem beschloffen hat, einen schwingvollen Appell mit der Bitte, meinen Namen darunter zu setzen, und drei andere Abzüge zum gleichen Zwecke hiesigen Dichtern und Gelehrten zuzustellen. Letzteres habe ich unverzüglich und wortlos besorgt, ohne dem Erfolg weiter nachzuzufagen, ersteres in einem längeren Brief an den Herrn Bürgermeister, als Vorsitzenden des Denkmal-Komitees, für unthunlich erklärt, und zwar mit der Begründung, daß es mir recht schwer falle, in die liebe, schöne Stadt, die mir eine zweite Heimat war, und in der ich manchen Freund besitze, eine Absage zu senden; daß ich gern zu einer etwa im herrlichen Glacispark zu errichtenden Büste des talentvollen Dichters, des 1870 bewährten Vorkämpfers deutscher Gesinnung, ein Scherlein beisteuern würde; daß aber mein persönliches Verhältnis zu Hamerlings gesamter Poesie ein sehr kühles sei und der Verstorbene nach meiner unmaßgeblichen Meinung nicht zu den monumentalen Erscheinungen zähle, denen die deutsche Nation Standbilder zu gründen habe. Gewohnt, die Konsequenz solcher ernsten Überzeugungen zu ziehen, könne ich, so gern ich mich sonst mit den werten Grazern eines Sinnes wisse, nicht in Berlin als Herold der hamerlinggläubigen Begeisterung auftreten, der jener Aufruf entspringen.

Das Gelüst, den advocatus diaboli in einem Unsterblichkeitsauschuß zu machen, lag mir völlig fern. Ich habe mir nicht von weitem einen Spruch akademischer Jurisdiction in Geschmackssachen angemacht. Es fiel mir nicht ein, den Herren ein Kolleg darüber zu lesen, daß mir dieser Fall gerade recht sei, ein einmal gegen den Überschwang der Denkmäler loszugehen, wo gute Freunde auf dem Heimweg vom Friedhof es für die höchste Zeit erachten, sofort sich als Komitee aufthun; Freiwillige und Unfreiwillige anwerben und Alldeutschland mit der Sammelbüchse in Kontribution setzen. Ich unterließ Variationen auf die Worte: „Auch Patroklos ist gestorben und war mehr als du.“ Mahnungen, daß im letzten Jahrzehnt die Schwaben kein Standbild für Auerbach, die Schleswig-Holsteiner keines für Storm gefordert haben. Mein Brief, für einen privaten Kreis bestimmt, war zumal bei meinen herzlichsten Beziehungen zu Graz mit Bedacht von jedem Ausdruck freigehalten, der ergebene Verehrer Hamerlings und ihr Gefolge hätte verletzen können. Ich sagte ihnen ruhig, daß ich den Glauben an die gehörte Botschaft nicht teile.

Hätte ich schroffer sein wollen, so würde ich — immer als Vertreter einer Privatmeinung — erwidert haben, daß eine Westminsterabei durch die pomp hafte Bestattung der Mittelmäßigkeit ihre Weihe einbüße, daß in unserem Fall es sich höchstens um einen Büstenkandidaten handle, daß die geringe Resonanz des Hamerlingschen Dichternamens außerhalb der Heimat, die sich darin leicht und völlig täuscht, der geringen Tonstärke seiner Kopf-, nicht Bruststimme entspreche und mit dem oft beobachteten langamen Durchringen großer Schöpfer nichts zu thun habe. Ich hätte dann gesagt: mein Sieb — ihr mögt feinere Haarsiebe führen — hat aus Hamerlings Lyrik nur ein paar Goldkörner des Sinnes und Minnes ausgeschwemmt; die vollen, brennenden Farben und die gepfeichte Sinnlichkeit der Epen peinigen meine Augen und Nerven; der Roman „Aspasia“ ödet mich an; „Danton und Robespierre“ bereichern nach meinem schon im Studententheater befestigten Eindruck mir das Schattenvolk der ehemals grassierenden Revolutionshelden um eine Schiffsladung neuer Schemen; „Amor und Psyche“ scheinen mir ihrer Thumannschen Bilderchen wert, die „Sieben Todsünden“ eine Todsünde gegen den heiligen Geist der Poesie; „Teut“ und satirische Genossen halten mit aller Bitterkeit schiefgewickelter Menschenfinder deutschen Zuständen einen Hohlspiegel vor, dem ich schleunig den Rücken kehre, weil der Verzerrung der Reiz fehlt, den ein großes Talent auch in das Absurde und Widrige legen kann. Das alles zu unterschreiben, mute ich meinen Nebenmenschen so wenig zu, als ich mich aus diesen und jenen Rücksichten drängen lasse, in ein meinem ästhetischen Bekenntnis widersprechendes Egan Ego Hamerling! einzustimmen. „Ich mag ihn nicht, das ist mein Katechismus.“

Wohl ist es etwas Schönes um die rasch auflodernde festfrohe Begeisterung der Deutschösterreicher, die doch von Jahr zu Jahr in hartem, politischem Kampf erstarken. Was den Kultus der Dichtkunst anlangt, so können komische Zwischenfälle, wie der förmliche Beschluß einer munteren schwarzrotgoldenen Knabenschar: Heinrich Heine sei nicht länger für einen deutschen Dichter zu erachten, oder die Gründung eines andächtigen Scheffelbundes, oder jüngst das Massenaufgebot autochthoner tirolischer Nachtigallen zur Eröffnung einer neuen lyrischen Blütenepoche, es wahrlich nicht hindern, daß uns Gästen das Herz aufgeht in ihren der Vergangenheit oder dem lebendigen Besitz gewidmeten Festvereinigungen, wo Stimmung, Wort und Lied in höheren Wogen gehen, als der Wellenschlag unserer Feste zu treiben pflegt. Wer hätte sich nicht ohne viel Abwägen mitgetreut, als die Grazer Anton Auerberg feierten und in den Namen Anastasius Grün ihre treue deutsche Gesinnung hineinbliesen. Wenn die Deutschböhmern dem Kaiser Joseph ein kleines Denkmal nach dem andern errichten, fragen sie mit Recht keiner historischen Kritik des „Schäfers der Menschheit“ ängstlich nach, sondern widmen diese Steine den Idealen der josephi-nischen Zeit und ihren eigenen Kämpfen in einer mühseligen Gegenwart. Uns freit jedes Denkmal, das deutscher Sinn in Osterreich aufbaut — und wie erquicklich war jüngst die Waltherefeier in Bozen! — Aber nicht zu jedem wollen und können wir steuern. Wollt ihr ein Monument für Raimund in Wien, ihr werdet die Herzen und Beutel vieler Reichsdeutschen offen finden. Wenn ihr einmal ein Hamerling-Monument einweihen und dabei mehr von Freuden und Leiden der Tagespolitik, als von dem einsamen Manne singen und sagen werdet, so wird ein Echo vom Norden her nicht fehlen. Aber eine Dankeschuld an Robert Hamerling hat die deutsche Nation nicht zu entrichten. Wir in Berlin müssen ganz andere drückende Schulden bezahlen; endlich wird die Pflicht gegen Lessing erfüllt — aber wann kommt Heinrich Heine zu seinem Rechte?

Die Hamerlingfrage wird die Leute außerhalb der Steiermark sehr kalt lassen. Ich persönlich habe neben der Befriedigung, meinen Namen mit dem Gustav Freytags zusammenzufinden, noch das Ergötzen über ausgesuchte Albernheiten gratis genossen; ein gefinnungstüchtiges Blättchen fragt schalkhaft: „Wie kann man aber auch einem Menschen ein Denkmal errichten wollen, der nicht einmal einen Adlerorden gehabt hat?“ Ich habe meines Wissens noch nie ein Glaubensbekenntnis über die monumentale Bedeutung der Ritter vom Roten Adler abgelegt; dem Schreiber jedoch, der eine Seite früher ganz wacker den Antijeminitismus bekämpft, möchte ich zu Gemüte führen, daß es ein bißchen voreilig ist, Nichtverehrung des seligen Hamerling aus reaktionärer Befangenheit und Überschätzung jener nicht eben rara avis abzuleiten; auch ihm bescheiden raten, die Nase in Hamerlings Werke zu stecken, wo er vielleicht gerade in antisemitischer Hinsicht einigermaßen enttäuscht werden dürfte.

Man kann gewiß gegen eine Persönlichkeit, die durch ein Denkmal ausgezeichnet werden soll, manches auf dem Herzen haben und doch unbedenklich mitthun. Wenigstens huldigen nicht alle der strengen Meinung, zu einem Monument aufzordern und beisteuern bedeute rüchhaltiges Einstimmen in alles, was der Mann, in Wort und That, geistig und genüthlich, vertreten hat. Auch stehen nicht alle Denkmäler vor Rathhäusern oder in anderen Mittelpunkten menschlicher Thätigkeit, wo das Monument immerfort als ein Ortsgenius erziehend, anseuernd, erbauend wirken soll. Dichter und Denker wünschen stillere Plätze als die, welche den Herrschern, Heerführern, Staatsmännern zukommen. Nur die Größten und Reinsten können wie gebietende Verkörperungen der Poesie, der Wissenschaft überhaupt auf einem Forum thronen. Aber ich mag, um einen peinlichen Fall zu streifen, von vielen Makeln in Heines Wesen und Werken widerlich berührt und doch sehr geneigt sein, auf zahllosen Blättern seiner Lyrik und in solchen nach ihrer Art sehr stilvollen Dichtungen wie „Atta Troll“

Rechtstitel zu finden für ein Denkmal: nicht auf dem Düsseldorf'schen Marktplatz, wohl aber im Schatten des Schlossparks, sehr geneigt sein Zeugnis abzulegen gegen pfäffische Verläuche, über den Wert deutscher Dichter eine blöde aufgeheizte Menge tumultuariſch abstimmen zu laſſen. Doch begreife ich ganz wohl, daß andere Männer, denen dieſe pöbelhafte Lynchjuſtiz gegen umwandelnde Geiſter gewiß ebenſo verhaßt iſt, ein Heindenkmal mit aller Entſchiedenheit ablehnen.

Robert Hamerling ſchließlich ſcheint mir nicht ſo durchſchlagende Gebilde gefördert und eine ſo eigene ſtarke Begabung beſtätigt zu haben, daß auch der ihm Widerſtrebende das Genie anerkennen und derjenige als verſtockter, pietätloſer Muſenſeind oder als äſthetiſcher Reakzionär angeklagt werden müßte, der dem ſchwärmeriſchen Aufruhr zu einem Nationaldenkmal für Hamerling die Unterſchrift verſagt, weil er ſeines Geiſtes keinen Hauch geſpürt hat. Und jedermann ſollte ſich auch in dieſem Bereich das Recht wahren, die Dinge ernt zu nehmen und nur da mitzuraten, mitzuthaten, wo die Überzeugung ihn verpflichtet.



Paul Lindaus „Im Fieber.“

von
F. M.

Paul Lindau iſt als Verfaſſer von luſtigen Plauderbriefen und als Dichter von ebenſo luſtigen Theaterſtücken einſt mit lärmendem Erfolg aufgetreten, um ſpäter auf beiden Gebieten von noch lauterem Nachahmern und Nachfolgern überboten zu werden; es gereicht ihm nicht zur Unehre, daß er bei zunehmenden Jahren das Feld ſeiner leichten Siege nach jüngerer Verteidigung einer jüngeren Generation der Mißſichtloſigkeit überlaſſen hat. Paul Lindau war eigentlich nie ſo rückſichtslos, wie er ſich anſtellte, und nun, da er ernſt geworden iſt, locken ihn mitunter ernſtere Ziele. Als Feuilletoniſt reizt es ihn jezt mehr, die geſehenen Meißeilder treu feſtzuhalten, als ſich über die Welt und die Schriftſtellerei luſtig zu machen; als Dramatiker iſt er offenbar jezt Jahren bemüht, Einheit der Stimmung feſtzuhalten im Gegenſatz zu den alten Freunden und Feinden, welche dem ehemaligen Lindauſchen Rezepte ihre ſtärkſten Erfolge verdanken. Wenn wir in Frankreich leben würden, ſo dürfte man ſagen: Lindau ſuche ſeine übermüthige Vergangenheit vergeſſen zu machen, um für die Akademie reiſ zu werden. Bei uns zu Lande wird dieſer Verdacht hinfällig, und die größere Objektivität erſcheint einfach als die natürliche Außerung des fortſchreitenden Lebens. Paul Lindau iſt des Teufelſtons nun ſatt und muß darum den trockenen Menſchen ſpielen.

Es giebt ſelbſtverſtändlich Leute, welche von Lindau nichts mehr wiſſen und leſen wollen, ſeitdem ſie nicht mehr auf jeder dritten Zeile etwas zu lachen finden. Und er ſelbſt iſt zu ſehr Lindau und überdies zu klug, um nicht ſeine unſicheren Verſucher von dazumal durch ſparſam eingestreute „Schuoddrigkeiten“ immer wieder aufs neue zu feſſeln. „Es iſt doch der alte Lindau!“ rufen ſie dann vergnügt, und leſen ſich durch die folgenden zwanzig Seiten voll ſeiner Beobachtung ungeduldig hindurch bis zum nächſten Späße.

Paul Lindau iſt aber nach Geſchmack und Fähigkeiten zu ſehr Künſtler, um nicht zu begreifen, daß gerade der trockene Ton ſeines gegenwärtigen Schaffens die Grundlage einer wichtigen und für Deutschland beinahe neuen Künſtform bilden kann. In der vorliegenden Novelle,* ſowie in mehreren ſeiner bisherigen kleinen Erzählungen macht Lindau Anläufe, welche an die berühmten Schöpfungen Proſper Mérimée's erinnern.

* Im Fieber. Novelle von Paul Lindau. (Breslau. E. Schottlaender.)

Ich ſpreche abſichtlich nicht von Lindaus Romanen, welche im Vortrag häufig die neuen Vorzüge ihres Verfaſſers aufweiſen, ſich aber durch ihre Fabel doch nicht weſentlich von minderwertigem Leſeſtoff unterſcheiden. Gerade mit ſeinen Novellen wendet ſich Lindau aber an das gute Publikum, welches noch zwiſchen der ſelbſtändigen Sprache eines originellen Menſchen und zwiſchen dem Buchbinderdeuſch der Bücherfabrikanten zu wählen weiß. Ohne Lärm iſt der ſonſt gar nicht ruhebedürftige Schriftſteller als Novelliſt zuerſt aufgetreten, und ohne Lärm iſt auch dieſesmal die Novelle „Im Fieber“ erſchienen. Es macht jaſt den Eindruck, als ſchreibe Lindau dieſe Sachen für eine kleinere Menge; will er ſich ſein Publikum noch enger umgrenzen und für eine geringe Schar ſich die doppelte Arbeit nicht leid werden laſſen, ſo werden wir am Ende wirklich noch den Paul Lindau dritter Periode erleben, den ſeine Getreuen ſeit ſeiner erſten Periode prophezeien. Und dieſer neue Lindau wird der deutſche Proſper Mérimée ſein, ſoweit das hiſtoriſche Recht aller Vergleiche, zu hinken, eine ſolche Ausdrucksweiſe überhaupt geſtattet.

„Im Fieber“ iſt eine richtige Novelle nach Goethe's abſonderlicher aber richtiger Regel. Das Mittelalter hätte die Geſchichte, welche hier über zweihundert Seiten einnimmt, freilich in weniger als zweihundert Zeilen erzählt; aber das Mittelalter kannte noch keine realiſtiſchen Details, und heutzutage iſt es nur dem Kritiker geſtattet, eine gewaltthätige Handlung kurz und ſachgemäß zu berichten. In der guten, alten Zeit alſo hätte ein genügsamer Erzähler alſo geſprochen:

Es lebte zu Berlin ein Profeſſor, ein berühmter Narrenarzt, der zu fünfzig Jahren ſich nur noch um ſein Laboratorium bekümmerte, daneben aber eine wunderſchöne Frau von dreißig Jahren bejaß. Unbedachterweiſe führte er eines Tages in ſein ſtilles Haus den jungen Neffen Richard, der denn auch auf der Stelle für die Hausfrau, welche Ada hieß, in Liebe entbrannte. Über ein halbes Jahr trieben ſie es heimlich miteinander; Ada war glücklich in ihrer erſten Liebe, Richard aber ertrug nur ſchwer die Gewiſſensbiße, welche ihm ſeine Undankbarkeit gegen den Oheim und Wohlthäter verurſachte. Als er nun einige Tage ſiech umherging und kaum mehr Nahrung zu ſich nahm, beſahl ihm der Oheim und Arzt, auf der Stelle auf Reiſen zu gehen, damit er in ſüdlicheren Himmelsſtrichen die Geſundheit wiedergewinne. Richard wollte gehorchen, weil er ſo am beſten ſein Gewiſſen zu beruhigen hoffte. Aber in der Nacht vor ſeiner Abreiſe überfiel ihn ein ſo hitziges Fieber, daß der Profeſſor geholt werden mußte. In ſeiner Phantaſie ſprach der Kranke immer wieder von einem Schließel, der in der Schublade ſteckte, und von Briefen, welche darin lagen. Der Profeſſor war von Natur durchaus nicht argwöhnlich, eigentlich das Gegentheil; jezt aber ſchöpfte er aus einigen Worten des Fiebernden Verdacht, und weil es ſeine Pflicht zu ſein ſchien, dem Leidenden ſeinen Willen zu thun, ſo holte er die Briefe. Augenblicklich erkannte er die Handſchrift ſeiner Frau; es waren glühende Liebesbriefe, und dabei lagen kleine Geſchenke, wie ſie zwiſchen Liebenden üblich ſind. Im höchſten Zorn ſtürzte der Profeſſor auf ſeinen Neffen los, der unter den Händen des ſchwer Getränkten ſeinen Geiſt aufgab, aber nur deshalb, weil ſeine Temperatur ſchon vorher die ſchreckliche Höhe von einundvierzig Grad erreicht hatte. Der Profeſſor aber fuhr in einer Droſchke nach Hauſe und ſchoß mit dem Revolver ſeine wunderſchöne Frau auf der Stelle tot. Er wurde aber dafür nicht hingerichtet, ſondern nur für drei Jahre in ſeine eigene Narrenanſtalt eingeperrt. Als er wieder entlaſſen war, nahm er die Gewohnheit an, täglich nach Sonnenuntergang die Gräber der Liebenden zu beſuchen. Etwa zwanzig Jahre nach dem Unglückstage fand man ihn eines Morgens entſetzt auf einem der beiden Grabhügel.

Es iſt kein geringes Verdienſt, eine ſo einfache Fabel zu erfinden oder ihren Wert zu erkennen. Mit einer weiſen Enthaltſamkeit, welche auch ſeinen Romanen zu wünſchen wäre, hat Lindau auf jegliche Verwickelung verzichtet. Auch die Ausmalung der Einzelheiten iſt nicht zu breit. Gut iſt die

Schilderung des alten Berliner Hauses, welches der Professor bewohnt, vorzüglich die Hauptsache, die Darstellung des Fiebers; etwas flüchtig ist das Erwachen der Liebe zwischen Ada und Richard behandelt; aber auch da bietet ihr gemeinsamer Ausflug — man hätte statt des geradezu gegenentgegengesetzten Weges nach Tegeln einen schönen Punkt an der Havel oder Oberspree, Schildhorn oder Handkels Ablage wählen können — vielen Reiz. Auf die sogenannte Moral der Geschichte gehe ich nicht ein. Lindau scheint Wert darauf zu legen, daß niemand die Schande des Professors erfährt, daß der Mord die Untreue seiner Frau aus der Welt schafft; und der Aufenthalt im Irrenhause (während dieser Zeit werden dem Professor die Früchte jahrelanger Arbeit von seinem Assistenten gestohlen) soll offenbar eine Art Buße vorstellen und die beleidigte Gerechtigkeit versöhnen. Ich gestehe, daß diese Unterstreichung der äußeren Ehre, welche den Poeten doch nicht allein kümmern sollte, dem Ausgangs einen etwas spanischen Anstrich giebt.

Wie dem auch sei, „Im Fieber“ ist eine sehr hübsche Novelle und wäre eine vorzügliche, wenn dem Verfasser das Geheimnis seiner Kraft schon aufgegangen wäre, wenn die Sachlichkeit und trockene Gegenständlichkeit der Sprache, wie sie an den besten Stellen zu bewundern ist, nicht allzu häufig von einem gut lesbaren und gewiß auch beliebten, im Grunde aber farblosen Feuilletondeutsch unterbrochen würde. Es wäre ungerecht, leugnen zu wollen, daß Lindau selbst auf diesen leicht hingeworfenen Seiten geschmackvoller bleibt, als die meisten andern; es wird eben von Deutschen die eigene Muttersprache bekanntlich behandelt, wie es den Franzosen und Engländern niemals gestattet wäre. Aber wer die Gabe eines wirklich guten, eigenartigen und kräftigen Stils in so hohem Grade besitzt wie Paul Lindau, der sollte das nicht nur hier und da durch kleine Proben verraten, sondern einmal eine Novelle schreiben, die vom ersten bis zum letzten Worte einen Lindau dritter Periode böte, und die dann nicht nur einen Saison-Erfolg hätte, sondern durch die einfache Schönheit der Sprache dauern würde. Es wäre thöricht, ein solches Verlangen an den ersten besten zu stellen; aber „Im Fieber“ beweist, daß Paul Lindau ein solcher Meister der Sprache werden kann, wenn er will.



Kleine Kritik.



Welt- und Kleinstadtgeschichten von Paul von Schönthan.
(Dresden, Verlag von Pierjon.)

Ein grazioser, ungejuchter Humor erfüllt die zehn kleinen novellistischen Skizzen, welche geeignet sind, die arg in Mißkredit gekommene Bezeichnung Humoresken wieder zu Ehren zu bringen. Schönthan offenbart hier ein sehr lebenswürdiges, leicht gestaltendes Erzählertalent und weiß auch in fast allen Skizzen bis zum Schluß zu fesseln und zu unterhalten. Sehr geschickt und wirksam behandelt der Verfasser die Brief- und Tagebuchform. Wertlos ist nur die Skizze „Alte Briefe“ — alle anderen zeigen bei flotter Darstellung gute Beobachtung und vielgestaltige Laune. st.

Freiland. Ein soziales Zukunftsbild von Theodor Herzka.
(Leipzig, Duncker und Humblot, 1890.)

Dieses Buch zu lesen, ist ein hoher Genuß. Endlich einmal ein Mensch, der noch an die Zukunft des menschlichen Geschlechtes glaubt, ein Optimist im besten Sinne des Wortes. Das ist eine physische Erquickung in einer Zeit, wo die Verzweiflung unsere ganze Kultur infiziert hat und Skeptis zur eigentlichen Modekrankheit geworden ist. Dabei steht doch Herzka hoch über den Schwachköpfen, die mit allem Bestehenden zufrieden sind, weil es einmal besteht. Nein, in seinem zuversichtlichen Glauben an die Weiterentwicklung unserer Rasse wird er so kühn und frei, entschwindet ihm so sehr alles ängstliche Fagen, daß er mit

mutigen Strichen ein Bild der Zukunft zu zeichnen wagt, in dem sich von den Götzen der heutigen Kultur auch nicht ein Schatten mehr zeigt. Eine Menschheit, die zur vollkommensten Beherrschung der Naturkräfte fortgeschritten, bei unbeschränkter individueller Freiheit sich associiert zu ebenso vollkommener gemeinschaftlicher Arbeit, in der die Gleichheit nicht hervorgeht aus kommunistischem Zwang, sondern aus souveräner Selbstbestimmung, das ist ein Ziel, welches er in großen Zügen uns ausmalt. Daß Herzka nicht mit phantastischen Hirngespinnsten arbeitet, sondern mit realen volkswirtschaftlichen Thatfachen, daß er die Entwicklung nicht sprunghaft geschehen, sondern aus dem Boden der heutigen Gesellschaft heraus sich organisieren läßt, ist bei einem so durchgebildeten und klarenden Manne selbstverständlich. Aber was das Buch auch einem größeren Leserkreise zugänglicher macht, ist seine romanhafte Einleitung, ein Versuch, über den die Professoren der Volkswirtschaft die Köpfe schütteln mögen, der aber trotzdem als durchaus gelungen bezeichnet werden muß. Freiland, mitten in Afrika, in dem hochgelegenen Seengebiete gegründet, ist der neue Staat, der zuerst die neue Gesellschaftsordnung verwirklicht, bis dann, wie ein Licht in dunkler Nacht weithin leuchtet, auch die anderen Kulturnationen sich angezogen fühlen und ihre Gesellschaft nach denselben Prinzipien organisieren. Das Buch sei allen empfohlen, die nach einem Auswege aus den drückenden sozialen Verhältnissen der Gegenwart suchen. P. M.

Bei Hofe. Roman von August Niemann. (Dresden und Leipzig, Pierjon, 1889.)

Wenn es Spaß macht, sich in einer Geschichte betauern zu lassen, daß die schönsten und elegantesten Kavaliers mitunter die größten Schurken oder auch jämmerliche Feiglinge und Tröpfe sind, daß hinter dem lebenswürdigen Lächeln einer Hofdame sich gelegentlich schlangengleiche Falschheit verbirgt, daß Prinzessinnen, die keine lesen, von ihren Standesgenossen für überspannt gehalten werden, daß baronisierte Parvenus zwar kein Adelsblut in ihren Adern, aber trotzdem ein von Gehmut erfülltes Herz haben können, und vor allen Dingen, daß das Laster zu Grunde gehen muß und die Tugend die Hoffnung nicht aufzugeben braucht, bereinst ihr Millionchen in Sicherheit zu bringen — wer alles dieses gerne hört und einen mit Vulgarweisheit gespidten Dialog unter die geistigen Genüsse rechnet, dem kann der vorliegende Roman aufs wärmste empfohlen werden. Z.

Gedichte von Theodor Fontane. Dritte vermehrte Auflage.
Mit einem Bildnis. (Berlin, Verlag von Wihl. Herz, 1889.)

Gerade noch zur rechten Zeit, bevor man den siebenzigsten Geburtstag des Dichters zu feiern beginnt, hat die Verlagsbuchhandlung eine schön ausgestattete und mit dem Bildnis Fontanes geschmückte Gesamtausgabe seiner Gedichte herausgegeben. Auch wir werden Veranlassung haben, uns anlässlich des Jubiläums mit dem „Sänger der Marl“ näher zu beschäftigen. Heute sei der Nachdruck nur darauf gelegt, daß die neue Auflage eine „vermehrte“ ist. Fontane ist durch seine preussischen und englischen Balladen berühmt geworden; die neuesten Schöpfungen, welche bald an persönliche Erlebnisse, bald an die furchtbar großen Ereignisse der letzten Jahre anknüpfen, wären aber an sich schon geeignet, ihren Dichter berühmt zu machen. Ähnlich wie F. Th. Vischer hat auch Fontane erst als alter Herr sein litterarisches Herz gefunden; und es scheint kein Zufall, daß in dem Zeitalter der Gerontokratie, der Greisenherrschaft, als Siebzigjährige die Schlachten des Jahrhunderts lenkten, auch die Dichter zwischen sechzig und achtzig Jahren plötzlich in Stoff und Form Führer der Jugend wurden. Unter den neuen Gaben Fontanes werden manche seiner Lieder und Sprüche, besonders aber sein Beitrag zum Menzel-Jubiläum, seine Verse auf Kaiser Friedrich (besonders „Letzte Begegnung“ ist die schönste poetische Antwort auf die phillisterhafte Anschauung des Frentagschen Buches) bald in aller Munde sein, und weder seine herzliche Bescheidenheit, noch sein herzhafter Stolz werden den Dichter davor schützen können, daß er als Antwort auf diese neue Aufgabe seiner Gedichte das Seltenste erhält, was einem Schriftsteller zu teil werden kann: die Liebe seiner Leser. Fontane klagt in einem seiner persönlichen Gedichte, ihm fehle der Sinn für Feierlichkeit. Sollte der junge Herr Siebziger wirklich nicht ahnen, daß ihn gerade dieser Mangel so früh und ungebrochen erhalten hat? -r.